

Westland

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen ❖

II. JAHRG. / I. SEPT.-HEFT 1920

BCU Cluj / Central University Library Cluj

INHALT:

ST. V. HANNENHEIM

DER AUFSTIEG. ROMAN

M. FUSS

ZWEI RELIGIÖSE PROBLEME

MARIE KLEIN

KARL FILTSCH

POLITIK UND VOLKSWIRTSCHAFT | LITERATUR

THEATER, MUSIK UND VORTRAGSWESEN | BILDENDE

KUNST | SCHACHPROBLEME | MITTEILUNGEN DER

SCHRIFTFÜHRUNG

KUNSTBEILAGEN: HEINRICH RÉVY: DREI GEMÄLDE

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

herausgegeben von der Modernen Bücherei

Ostland / Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Herausgegeben von der Modernen Bücherei, geleitet von Dr. Rich. Csaki.
„Ostland“ erscheint monatlich zweimal und ist zu beziehen durch alle
Buchhandlungen, Zeitungsberechtere und durch den Verlag W. Krafft,
Hermannstadt. — Preis des Heftes: Dauerbezug 9 K, Einzelverkauf 10 K

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Besuchen Sie die _____

Permanente Möbelausstellung

□□□□

Etablissement kompl. Wohnungseinrichtungen

C. W. KESSLER

(Inhaber: KARL FERD. KESSLER)

Hermannstadt Schaguna(Mühl)gasse 7

.....

Äusserst billige Preise! ••• Kein Kaufzwang! ••• Solldeste Ausführung!

.....

789 10—12

Kommissionelle Vertretung der Siebenbürgischen Möbelfabriks-Aktiengesellschaft Székely & Réthi



Heinrich Révy

Sterbendes Pferd.

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrg. II.

Erstes Septemberheft

1920.

Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

VII. (Fortsetzung.)

Seit Georg Rängel den Plan zu seinem neuen Werke in sich trug, konnte er in der Redaktion nur noch mit Mühe die tägliche Arbeit verrichten. Die Gestalt seines neuen Romanhelden, des „Einsamen“, der außerhalb der Gesellschaft leben will, um sie schärfer zu beobachten, um sie zu belachen, um sich dadurch über die Gesellschaft zu erheben, ließ ihm die Umgebung, in der er leben mußte, als noch drückender erscheinen wie bisher. Bei jedem Zeitungsauschnitt, den Rängel fertigstellte, bei jeder Zeile, die er für den „Fortschritt“ schrieb, hatte er das Gefühl, daß er die Zeit seinem eigenen Werke stehle.

So oft er hierauf nach Redaktions- schluß sich in seiner Wohnung an den Schreibtisch setzte, tauchten all die Gestalten, all die Ereignisse des Alltags vor ihm auf, die er nicht hat sehen wollen, so lange sie an ihm vorüberzogen. Er glaubte noch das Klappern der Schere zu hören, wenn er die Feder führen wollte. Die kurz angebundene Stimme eines unzufriedenen Chefs summt noch in der Stille des Arbeitsraumes, wenn der Schriftsteller seinen „Einsamen“ gegen die „Halbheit“, die „Hohlheit“, die „innere Verlogenheit“ der Gesellschaft sprechen, wenn er ihn darunter leiden lassen wollte... Und die

Stimme des Redakteurs, all die kleinen Ereignisse, die sich während der Amtsstunden abgespielt hatten, sie sprachen lauter als die Stimme des Romanhelden, der zu einem „Wesen von Fleisch und Blut“ erst langsam erstehen sollte.

Von Zeit zu Zeit dachte Rängel daran Runz in seiner Wohnung aufzusuchen.

Aber so oft er dem Redakteur näher treten wollte, fühlte er stets, daß zwischen ihnen eine unsichtbare Schranke sich erhob. Und Runz schien seinerseits zu warten. Es war als hielte irgend etwas ihn davon zurück sich mit Rängel zu ver- stehen. War es die Furcht, daß der Vor- gefetzte sich mit dem Untergebenen auf gleichen Fuß stellen könnte? War es die Erkenntnis, daß der Mensch im intimen Verkehr etwas von dem Nimbus verlieren muß, von dem sich Runz umgeben wußte? Warum zeigten sich die Männer, um deren Haupt der Heiligenschein erstrahlte, immer von derselben Seite... als Heilige...

So verschob der Schriftsteller von einem Tag auf den anderen seinen Besuch bei Runz — dem einzigen Menschen, der, wie er glaubte, ihn ergänzen, ihn selber mit einem Nimbus hätte umgeben können... außerhalb der Redaktion.

Er ging ins Kaffeehaus, wo er die Zeitungen wieder zur Hand nahm, die

er schon in der Redaktion gelesen hatte. Oder er spielte mit seinen neuen Bekannten Domino. Wenn er indessen dabei von seinen Ideen zu sprechen begann, wenn er sich dabei mehr und mehr erhitzte, und wenn seine Blicke den großen Augen seiner Zuhörer begegneten, die staunen, weil sie nicht verstehen, dann hielt er mitten im Satze inne.

Als Kärigel an einem Nachmittag sich aus der Redaktion nach Hause begeben wollte, von „einer Frohnarbeit zur andern,“ machte er plötzlich mitten auf der Straße Halt. Es war ihm als ob eine Rakete an ihm vorübergeglitten wäre, von deren Feuerbogen wir, selbst nachdem sie erloschen ist, noch sekundenlang einen matten Schein zurückbehalten. Seine Augen begannen zu leuchten.

— Das ist Maud! rief er aus.

Erging rasch auf Fräulein Winkler zu.

— Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Sie begleite?

Sie entgegnete:

— O, kommen Sie mit, wenn es Ihnen Spaß macht, vor den Modehäusern auf mich zu warten. Ich habe nämlich verschiedene Besorgungen zu machen.

Er las in ihrem Lächeln eine Aufforderung, eine Ermutigung.

— Wo waren Sie so lange?

— Ich bin ja schon seit Wochen wieder zurück, lautete die Antwort. Ich war 10 Tage lang in Wien.

Hierauf erzählte sie, was sie gesehen, was sie erlebt hatte. Sie hat sich von einem Schauspieler des Burgtheaters prüfen lassen.

— Er sagte, man könne mich sofort auf die Bühne stellen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.

Kärigel entgegnete:

— Ich habe an Ihrer Begabung nie gezweifelt. Ich habe, im Gegenteil, mehr wie sonst jemand darauf hingewiesen. Warten Sie trotzdem bis auch

ich in Wien bin. Eine Abreife kann nur schaden.

Er betrachtete sie vom Kopf bis zum Fuß. Sie hatte in der Tat eine echte Bühnengestalt. Und in ihrer Stimme lag etwas von jenem Klang, der von der Bühne herab das Publikum so leicht entzückt. Dabei glaubte er, daß sie etwas von der Lebhaftigkeit, von der Eleganz der Großstadt, von der „Weltluft“ mitgebracht hätte, die ihm so fehlte. Es war ihm nicht vergönnt, in die große Welt zurückzukehren, nun kommt diese in der Gestalt Mauds zu ihm.

Sie blieb vor einem Modegeschäft stehen.

— Ich muß hier eintreten.

Raum auf der Straße, trat sie in einen anderen „Salon“. Sie sprach zwischen zwei Einkäufen kaum ein Wort mit Kärigel. Doch sie schenkte ihm, so oft sie in einen Laden trat, um ihn warten zu lassen und so oft sie heraustrat, um zu schweigen, stets einen Blick, der ihn immer wieder hoffen ließ.

Als es zu dämmern begann, führte sie ihn in einen Vorort hinaus, den Kärigel noch nie betreten hatte, in dem sie sich indessen vollkommen zu Hause fühlen mußte. Sie begann ausgeräumter, gesprächiger zu werden. Sie machte sogar Bemerkungen, denen man einen zweideutigen Sinn zuschreiben konnte, wenn man wollte.

Vor einem Gartenhause blieb Maud stehen.

— Hier wohnt meine Schneiderin, sagte sie. Ich muß jetzt für längere Zeit verschwinden. Ich kann Ihnen nicht zumuten, daß Sie vor dem Hause auf mich warten. Doch ich hoffe Sie bald wieder zu Gesicht zu bekommen. Adio.

Ihr Gesicht glühte im Lichte der untergehenden Sonne. Indem sie die Gartentüre öffnete, bemerkte der Schriftsteller im Hofe einen Diener, der Herrenkleider bürstete. Die Türe schloß sich sofort.

Rärgel betrachtete die Berge, die im Hintergrunde der Landschaft eine ungeheure, zackige Linie bildeten und den ganzen Horizont in ihrer monumentalen Ruhe beherrschten. Er freute sich an dem ruhigen Bilde, dessen Blau sich von Sekunde zu Sekunde dunkler färbte. Es waren indessen dieselben Berge, in denen er bisher bloß Mauern erblickt hatte — schwere, düstere, einfarbige Mauern, die ein Gefängnis umschließen.

Wie heute die Abendsonne freigebig die Bäume, die Berge vergoldete! Rärgel fand darin das Glühn des Blickes wieder, den Maud ihm vor ihrem Verschwinden rasch noch zugeworfen hatte.

Ein Wagen fuhr die Bergstraße hinab und rollte auf Rärgel zu; das Rasseln auf der mit Steinen besäten Straße klang dem Schriftsteller ebenso angenehm wie das Gezwitzchen der Vögel, die sich beim leichten Winde in den Zweigen wiegten. Er fand in jedem Geräusche Anklänge an Mauds Stimme wieder.

Einem Hahn, der Körner vom Boden aufhob, folgte er mit Aufmerksamkeit; er schien mit zu suchen als gelte es dem Boden ein Geheimnis zu entreißen. Einem Bettler an der Straßenecke warf Rärgel ein Silberstück in die hingestreckte Hand, von dem Bedürfnis getrieben, mitzufühlen, mitzuliden. Er sog in großen Zügen die Luft des Abends ein, er schlug von Zeit zu Zeit mit dem Stoc auf den Boden, um diesen intensiver zu fühlen, um Besitz zu ergreifen von allem auf der Welt.

Er wird wieder gefunden, er fühlte es. Aus dem Leiden heraus wird ein neuer Mensch in ihm entstehen. Maud braucht bloß etwas Wärme in seinem Innern anzufachen. Wenn einmal ein kleines Feuer auf seiner Seele brennt, wird er das Flämmchen zu hüten wissen. Aus seinem Leiden und seiner Leidenschaft zu Maud wird er die Nahrung zu seinem neuen Werke ziehen. Hat nicht Cervantes

in der Gefangenschaft, auf glühendem afrikanischem Boden, unter dem Eindruck seiner Entbehrungen und seiner reinen Liebe zu Zoraide den Plan zu seinem Don Quichotte gefaßt?

„Merkwürdig“, dachte sich der Schriftsteller.

Als er neulich einen Artikel über den großen spanischen Dichter schrieb, dachte er bloß an das „Zeilenhonorar“... Heute fand er wesentliche Zusammenhänge bei dem Gedanken: Cervantes und Zoraide, Rärgel und Maud...

Doch die Bilder, die ihm für einige Zeit das Gefühl der Glückseligkeit gegeben hatten, ermüdeten ihn auf die Dauer. Sein an rasche Tätigkeit, an fortwährenden Wechsel der Eindrücke gewöhntes Gehirn begann beim Stillstand derselben Bilder zu leiden.

Er blickte jeden Augenblick, mit wachsender Ungeduld nach dem Tore hin, das sich hinter Maud geschlossen hatte und nicht mehr öffnen wollte.

— Wie doch die Provinzlerinnen ihre Zeit verbringen, dachte er.

Er begann mit großen Schritten auf- und abzugehen, wie ein Soldat, der auf Schildwache steht und vergebens seiner Ablösung harret. Er sagte sich, nach einer Viertelstunde weiteren Wartens:

— Jetzt gehe ich auf der Stelle... Ich habe meine Zeit doch nicht gestohlen!

Und er blieb doch!... Nach einer weiteren Viertelstunde öffnete sich das Gartentor für einen Augenblick, aber Rärgel konnte sehen, daß der Diener noch immer Kleider bürstete, mit derselben mechanischen Bewegung. Der Schriftsteller prallte zurück, beim Anblick desselben Menschen, den er bei Mauds Eintritt kaum beachtet hatte.

Und der Argwohn stieg im Innern Rärgels auf und quälte ihn noch mehr als der Eindruck von Außen.

Er kehrte auf die Landstraße zurück und ging hier wieder, mit zusammen-

gebissenen Lippen und geballten Fäusten, auf und ab. Die Berge, die unbeweglichen Berge, begannen sich um ihn zu drehen und er, der im Mittelpunkte stand, drehte sich unaufhaltsam wie ein Kreisel mit.

Der Wind bog die Bäume nieder, er verursachte Rärgel Kopfschmerz. Die elektrischen Straßenlampen gingen an, da trat Maud aus dem Tor in das gelbe Licht, das sie seltsam fahl erscheinen ließ.

Rärgel trat auf sie zu, mit festem Schritt, wieder Herr seiner selbst, wie er glaubte. Er hatte Vorwürfe auf den Lippen, Vorwürfe, die er im Augenblicke höchsten Zornes vorbereitet hatte.

Doch sie lächelte ihm zu, indem sie ihm die Hand schüttelte und Rärgel schwieg. Sie sagte:

— Das ist nett von Ihnen, daß Sie so lange auf mich gewartet haben; die Schneiderinnen sind recht langweilige Leute, müssen Sie wissen . . . Doch gehen wir rasch nach Hause.

Sie gab sich so einfach und natürlich, daß er nicht mehr an die „Schuldbeweise“ glauben konnte, die er vorhin noch für untrüglich gehalten hatte. Dabei erschien ihm Maud begehrenswerter denn je.

Vor dem Tore sagte sie:

— Kommen Sie mit hinauf, sonst gibt es wieder mit Tante einen Krach.

Der Tisch war bereits gedeckt für zwei Personen, unter der brennenden Lampe.

— Wo warst Du denn so lange? fragte Fräulein Winkler senior.

— Ich hatte doch Besorgungen zu machen, antwortete Maud.

Sie trat vor den Spiegel, nahm den Hut ab und ordnete sich das Haar.

— Der Wind hat mich gehörig zerzaust! sagte sie.

Fräulein Winkler senior nahm aus einem Kasten zwei orientalische Eierbecher, die sie auf das Tischtuch stellte; sie erwiderte kaum den Gruß, den der Schriftsteller jetzt erst anbringen konnte.

— Nicht wahr, Tante, fragte Maud, Du ladest doch Herrn Rärgel zum Abendessen ein?

Fräulein Winkler murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin. Maud läutete dem Stubenmädchen.

— Tante wünscht, daß Herr Doktor beim Abendessen bei uns bleibt. Bringen Sie noch ein Gedeck.

Hierauf holte sie selber aus dem Glasschrank einen dritten Eierbecher.

Der Schriftsteller ließ seine Blicke in das Nebenzimmer über die persischen Teppiche gleiten und dann lange auf den maurischen Schnitzereien ruhn. Wie dieses Milieu mit seiner heutigen Stimmung, seiner Sehnsucht nach seltsamen Kontrasten im Einklang stand! Was für Empfänge man hier veranstalten könnte! Wie der „Einsame“ innerhalb dieser Wände vor einem kleinen, außerlesenen Kreise wirken, wie Mand hier präsentieren würde, dachte Rärgel.

Fräulein Winkler senior saß anfangs stumm bei Tisch, nahm indessen bald auch ihrerseits mit am Gespräche teil. Sie erzählte, es seien „Bekannte aus Amerika“ angekommen, gute Freunde ihres verstorbenen Bruders. Sie sprach hierauf von den „Bridgepartien“, die man veranstalten werde, um „alte, liebe Erinnerungen“ auszutauschen. Schließlich interessierte sie sich sogar für den letzten „Tratsch“, über den Maud zu berichten wußte und den Rärgel vom „psychologischen Standpunkt beleuchtete“.

Bevor er sich entfernte, sagte er zu Maud:

— Seit heute habe ich eine Vorstellung davon, was die Worte „Heim“, „Familie“ bedeuten können.

Als er in seine Wohnung zurückkehrte, fand er auf dem Schreibtisch eine Einladung zur Vermählung des Bruders seines Chefs, des Universitätsdozenten Dr. Wolfgang Runz. (Fortsetzung folgt.)

Zwei religiöse Probleme

Von M. Fuß

1. Euklid stellt an die Spitze seiner Geometrie eine Reihe von axiomatischen Definitionen. Die drei ersten lauten: Ein Punkt ist das, was keine Teile hat. Eine Linie ist eine Länge ohne Breite. Eine Fläche ist das, was nur lang und breit ist. Es braucht nicht viel Überlegung, um herauszufinden, daß es nichts Reales in der Umwelt gibt, was diesen definierten Begriffen entspricht. Genau betrachtet, sind es Widersinnigkeiten. Ein Etwas, das keine Teile hat, ist gerade so wie der leere Raum, das unendlich Große doch eigentlich ein hölzernes Eisen. Aber auf diese Definitionen baut Euklid seine ganze Geometrie auf; es ist dieselbe Geometrie, die jeder von uns in der Schule gelernt hat. Mit allen ihren Figuren und Lehrsätzen ist sie ein Denkgebilde, das auf Widersinnigkeiten aufgebaut, in der Wirklichkeit nichts Entsprechendes hat. Und doch leistet uns die Geometrie die wichtigsten Dienste zur Beherrschung der Welt.

Es ist eine der sonderbarsten Folgerungen, die wir daraus ziehen müssen, daß die Menschheit nämlich ganze Wissenschaften ausgedenkt hat, die, nicht aus der Erfahrung stammend, „Schleichwege“, „Kunstgriffe“ des Denkens darstellen, die in keiner Weise Abbilder der Umwelt sind. Wie viel von unseren gesamten Vorstellungen gehört nun zu der Kategorie dieser merkwürdigen Denkgebilde?

2. Vaihinger hat in seiner „Philosophie des Als Ob“ zusammengestellt, was alles in unserem Denken als „Fiktion“ sich erweist, wie er diese Kunstgriffe des Denkens heißt. Er geht aus von der Frage: Wie kommt es, daß wir mit bewußt falschen Vorstellungen doch Richtiges erreichen? Er kommt zu folgenden Schlüs-

sen: „Wir dürfen die Wege und Umwege des Denkens nicht mit dem wirklichen Geschehen verwechseln.“ „Der eigentlich größte und wichtigste Teil der menschlichen Irrtümer entsteht dadurch, daß man die Wege des Denkens für Abbilder des realen Seins nimmt.“ „Gedachtwerden müssen ist nicht identisch mit Sein.“ Unser Denken kann „das Sein einholen und sogar den Fluß des Geschehens überholen.“

Wer das ganze, von Anfang bis Ende gleich spannende Werk Vaihingers durchstudiert, dem stellt sich zuletzt ein großer Teil unserer Erkenntnistätigkeit, namentlich unseres Denkens, als ein imposanter in die Umwelt hineinphantasierter Bau dar, mit dem wir zum Zweck der Selbsterhaltung die Umwelt zu berechnen zu bewältigen suchen.

Es ist selbsterständlich, daß für Vaihinger, den Kantianer, die eigentliche Welt, die Welt des Dings an sich, unerkennbar ist, daß wir in einer Welt der „Erscheinungen“ leben. Aber auch wer auf dem entgegengesetzten erkenntnistheoretischen Standpunkt steht, wer etwa mit Wach oder Avenarius die Welt für erkennbar ansieht, muß sich mit Vaihingers Als-Ob-Philosophie auseinandersetzen, er muß sich klar darüber werden, welche Rolle die Fiktion in unserem Geistesleben spielt.

Es ist eine erstaunliche Revolution, die Vaihingers Buch im Leser hervorruft. Es ist unmöglich, sich der logischen Unerbittlichkeit der Gedankengänge ganzer Kapitel zu entziehen. Andere wieder rufen die schwersten Probleme und Bedenken wach. Das interessanteste daraus ist vielleicht der Begriff der Religion des Als-Ob, den Vaihinger aufstellt.

3. Die Religion des Als-Ob „entbehrt bei aller klaren Schärfe doch nicht der

Wärme und Poesie“; sie ist „in ihrer radikalen Form das Erhabenste, wozu sich überhaupt der Menscheng Geist oder vielmehr das Menschenherz aufschwingen kann“. An anderer Stelle nennt Vaihinger die Religion des Alsob „die der Philosophen und philosophisch Gebildeten einzig würdige“ Religion. Was versteht er nun darunter?

Um es mit einem Wort zu sagen: Jeder, der bewußt oder unbewußt auf Kant und Schleiermacher fußend, die Welt als Ganzes und Einzelnes religiös betrachtet, gehört zur Religion des Alsob. Es ist nach Vaihinger das Menschenherz, nicht der Menschenverstand, der die Alsob-Religion erzeugt; der Menschenverstand kommt ja zu einem areligiösen Ergebnis der Weltbetrachtung; das Gefühl muß erst zu Ehren bringen, was jener als undenkbar erwiesen.

4. Schleiermacher und seine Schule sieht nach Vaihinger die religiösen Lehrbegriffe und Dogmen als analogische Fiktion an. „So wird z. B. das Verhältnis Gottes zur Welt, das für den Philosophen Schleiermacher völlig unerkennbar ist, von dem Theologen Schleiermacher nach der Analogie von Vater und Kind aufgefaßt. Es ist dies keine rationalistische Umdeutung der Dogmen, sondern eine feine, erkenntnistheoretische Wendung, ein Kunstgriff, durch den Schleiermacher Tausende dem Christentum erhalten hat. Gott ist nicht Vater der Menschen, aber er ist so zu betrachten und zu behandeln, als ob er es wäre; diese Wendung hat dann wieder ungeheuerer Wichtigkeit für die religiöse Praxis und den Kult.“

5. Vaihinger ist einer der Ersten Kantkenner. Er ist der Herausgeber der „Kantstudien“. Er ist der Begründer der „Kantgesellschaft“. Er ist der Entdecker der sogenannten Blattverschiebung in den Prolegomena Kants. Er hat den besten Kommentar zur Kritik d. r. V. geschrieben.

Sein Urteil über alles, was Kant betrifft dürfte maßgebend sein.

In dem dritten Teil seiner Philosophie des Alsob, die er mit „Historische Bestätigungen“ überschrieben hat, nimmt den breitesten Teil des Kapitels über Kant ein, „dessen Alsob-Betrachtung seit mehr als hundert Jahren fast unbeachtet und unverstanden geblieben ist.“ In so gründlicher Weise, wie es nur einen deutschen Gelehrten möglich ist, wird an allen Werken Kants in historischer Reihenfolge gezeigt, was alles an seiner Philosophie in den Bereich der Alsob-Betrachtung gehört. Bei den religiösen Begriffen wird gezeigt daß Kants Standpunkt genau derselbe ist, wie der obige Schleiermachers. Der Inhalt des Begriffes Postulat in dem bekannten Satze Kants, daß Gott, Unsterblichkeit, Freiheit Postulate der praktischen Vernunft seien, während die reine Vernunft diese Ideen als aus der gegebenen Umwelt als unerweisbar erkannte, deckt sich genau mit Vaihingers Begriff Fiktion.

Außerst interessant ist der Nachweis, wie Kant in seinem langen Leben sich diesen Begriffen gegenüber zeitweilig schwankend verhalten hat, indem er Gott, Offenbarung etc. in mehr dogmatischem Sinne als Realitäten, dann aber wieder, und zwar an den ausschlaggebenden Stellen der Hauptwerke in rein fiktivem Sinne aufgefaßt hat.

Es ist zum Staunen, wie weit Kant darin geht, den „ganzen religiösen Begriffesapparat, der als Dogma aufs schärfste verworfen wird, in der Form der Fiktion“ nun praktisch wieder zuzulassen. Selbst den so absurden Begriff der *conceptio immaculata*. In den „Losen Blättern aus Kants Nachlaß“ findet sich der folgende Satz: „Eine vom angeborenen sündlichen Hang freie Person von einer jungfräulichen Mutter geboren zu lassen, wird durch die Idee der (sich zu einem schwer zu erklärenden und doch nicht abzuleug-

nenden gleichsam moralischen Instinkt sich bequemenden) Vernunft veranlaßt; sie ist also eine der fehlerfreien Menschheit angemessene Vorstellungsart ganz wohl zulässig Daher ist die Erzeugung eines Menschen ohne Geschlechtsgemeinschaft eine für jenen dunklen Begriff ganz schickliche Idee.“

In Baihingers Schreibweise wäre für „schickliche Idee“ nun „nützliche Fiktion“ zu setzen.

6. Von all den konkreten Erscheinungsformen der christlichen Religionen dürften als zur Alkob-Religion gehörig wohl alle die auf der linken Seite stehenden, sogenannten liberalen Religionsysteme des liberalen Protestantismus zu rechnen sein; innerhalb des Katholizismus als Anfaß dazu alles das, was unter dem Ausdruck „Modernismus“ zusammengefaßt werden kann. Ob es wohl auch auf dem Gebiete des Mohammedanismus und Judentums ebenfalls vom Alkob angehauchte Schattierungen gibt? Selbstverständlich kommt nicht in allen den bezeichneten Religionsystemen die Alkob-Religion so scharf und klar zum Vorschein, als bei Schleiermacher, respektive Kant und Baihinger. Die verschiedenen Schattierungen würden je nach dem Abstände zu erklären sein, den sie von dem dogmatischen System als dem einen Extrem und Ausgangspunkt der Entwicklung und der Alkob-Religion Baihingers als dem anderen Extrem und Endpunkt der Entwicklung haben.

7. Wo ist nun das Problem dieser Alkob-Religion? In seiner abstraktesten Form gefaßt, ist es ein Problem von Form und Inhalt. Der Inhalt wird erst durch die Form zum Inhalt. Ob aus dem Marmorblock der Hermes des Praxiteles oder der Barberinische Faun wird, es ist nur die Frage der Form, die man dem Marmorblock gibt. In welcher Form soll die Alkob-Religion in die Erscheinung treten?

In etwas weniger abstrakter Form gestellt, lautet das Problem so: Die beiden konstitutiven Merkmale des Begriffes Religion sind erstens das Abhängigkeitsgefühl von einer übergeordneten Macht, zweitens das persönliche Inbeziehungtreten zu dieser Macht. Ersteres wird von der Glaubenslehre umschrieben, letzteres manifestiert sich im Kult. Ersteres ist der Inhalt, letzteres die Form der Religion. Erst beide zusammen machen eine Religion aus.

Der Inhalt der Alkob-Religion sind nun die religiösen Fiktionen auf der Kant-Schleiermacher'schen Basis.

Welches ist nun der mögliche Kult, die mögliche Form der Alkob-Religion?

Ist es möglich zu einen Gott, der eine bewußte Fiktion ist, ein Gebet zu richten? Wird das Gebet nicht auch zur bewußten Fiktion?, zu einem Mittel, um irgendein hochgespanntes Gefühl, Angst, Freude, Dankbarkeit abzuspannen? sich seiner zu entledigen? Aber das kann man auch durch andere Mittel erreichen, vielleicht gründlicher, radikaler; durch körperliche Arbeit, Natur- und Kunstgenuß, Alkohol. Soll das Gebet in eine Reihe mit diesen anderen Mitteln kommen, vielleicht nur als das reinste, schönste, edelste?

Wird ein Eid, der auf eine Fiktion geleistet wird, nicht selbst eine Fiktion? Welchen Wert hat er? Kant schreibt: „Man kann bey Gott schwören, ohne sein Daseyn einzuräumen. Bey Gott schwören bedeutet nichts weiter als gewissenhafte Beteuerung.“ Aber wenn Gott nicht der lebendige Zeuge des Eides ist, der den Meineid zu strafen imstande ist, d. h. wenn Gott keine Realität, sondern eine Fiktion ist, kann man dann den Eid nicht ebensogut bei jeder anderen Fiktion, einem geometrischen Punkt, dem „was keine Teile hat“ leisten? Wenn der Eid doch nichts anderes als „gewissenhafte Beteuerung“ ist?

Wie soll man sich den Gottesdienst der Alkob-Religion vorstellen? Wenn schon

der ganze „religiöse Begriffssapparat“ in der Alkob-Religion beibehalten wird, muß doch auch alle dazugehörige Kultusform, Abendmahl etc. beibehalten werden?

Aber, wenn man den Alkob-Religionen dieselbe Form gibt wie den dogmatischen, behält man dann nicht auch denselben Inhalt bei? Da doch die Form den Inhalt zum Inhalt macht? Wo ist der Unterschied zwischen Alkob- und dogmatischer Religion, wenn sie denselben „religiösen Begriffssapparat“ und dieselbe Kultform haben? Etwa in einer Art reservatio mentalis, mit der die Alkob-Religion die Worte Gott, Offenbarung etc. ausspricht? oder Taufe und Abendmahl feiert?

8. Baihinger preist die Wärme und Poesie, deren die Alkob-Religion „nicht entbehrt“. Poesie muß man in der Tat, wie den meisten Religionen, so auch dieser zugestehen. Poesie gehört in den Bereich der Kunst und Kunstbetätigung, und Kunst ist ja auch eine Alkob-Betrachtung der Welt mit allen ihren Merkmalen. Goethe hat einmal den merkwürdigen Satz geschrieben: „Kunst entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten.“ Sie wäre demnach ein zweckmäßiges Mittel zur Erhaltung im Kampf ums Dasein, gerade so wie die Fiktionen. Kunst beruht auf Erzeugung von Illusionen, ist selbst Illusion, Schein, Fiktion. Das Kunstwerk soll und darf nie die bloße Wiedergabe der realen Umwelt sein. Vielleicht beruht es auf der nahen Verwandtschaft der Kunst mit der Alkob-Religion, daß so oft, wer den Glauben mit seinen Problemen verlor, in der Kunst am ehesten einen Ersatz für den verlorenen Glauben suchte und fand. Vielleicht läßt sich daraus erklären, daß je inniger, tiefer jemand die religiösen Begriffe als Realität empfindet, er eine um so ablehnendere Haltung der Kunst gegenüber bekundet? Man erinnere sich

an die Stellung der Katakombenchristen, Bildstürmer, mancher Kirchenväter, der Calvinisten, Puritaner usw. zur Kunst. Welcher geniale Kunstgriff des Katholizismus wäre es doch, seine orthodox-dogmatische Grundlage für diejenigen, die schon liberalerer Auffassung zuneigen, noch durch das künstlerische Kleid seines Kultus genießbar zu machen, die Menge gewissermaßen darüber hinwegzutäuschen? Wenn eine Kirchengemeinschaft ihren Kult künstlerischer, abwechslungsreicher, anziehender gestaltet, könnte man da nicht den Schluß ziehen, daß ihre Gläubigen weniger dogmatisch zu glauben beginnen und sie ihnen dadurch das Verbleiben in ihren Verbände ermöglichen will?

Aber Baihinger preist auch die Wärme der Alkob-Religion. Aber Wärme der religiösen Empfindung ist nur bei dogmatischen Religionen denkbar. Wer Gott als wirklichen Vater oder als wirklichen Kriegsherrn erlebt hat, der mag ihn heiß lieben oder fürchten. Je mehr Gott zur Fiktion wird, desto blasser, verwischter, dünner ist seine Gefühlsbetontheit. Die Formel $\sqrt{-1}$ ist in der Mathematik genau ebenso eine Fiktion, wie in der Alkob-Religion der Begriff Gott. Beide haben mit der Umwelt nichts zu tun, beide sind nur Mittel, die Umwelt zu berechnen, trätabel zu machen. Man wendet die Formel $\sqrt{-1}$ an, wenn man sie braucht, aber es ist schwer vorzustellen, daß man sich in seinem Gemüt dafür erwärmt. Gilt das nicht auch für den Gottesbegriff der Alkob-Religion?

9. Es ist bekannt, wie oft man den liberalen Religionsystemen Unaufrichtigkeit vorwirft. Es ist in der Tat mißlich, eine neue Sache in die Form einer alten zu kleiden. Gerade das Neue wird dadurch diskreditiert. Müßte man nicht dem neuen Inhalt auch eine entsprechend neue Form geben? Es ist eine merkwürdige Auffassung, daß das Christentum in allen

seinen Wandlungen doch immer dasselbe soll geblieben sein. Man hat gesagt, es sei stets der alte Wein in neue Schläuche gegossen worden. Ist eigentlich nicht das Umgekehrte der Fall gewesen? Und hat nicht jedesmal im Christentum das Neue, der neue Wein in dem Maße Schaden gelitten, als man es in die alte Form, die alten Schläuche hineinpreßte?

Wie soll man sich nun die neue Form der neuen Alsob-Religion vorstellen? Sichtlich dürfte nichts bleiben, was in zweideutiger, mißverständlicher Weise an die dogmatischen Systeme erinnerte. Dürfte man dann am Ende nicht einmal den Namen Religion für diese Art Weltbeachtung beibehalten? Aber dann dürfte am Ende vielleicht im Grunde der Alsob-Religion ein philosophisches System stecken, dem noch von seiner Abstammung her ein paar religiöse Formen hängen geblieben sind.

Wenn man folgende Sätze Kants durchdenkt, so erleht man, daß Kants Alsob-Religion eigentlich ein ethisch-philosophisches System war. Er schreibt: „Erkenntnis seiner Pflichten als auf eine übernatürliche Gesetzgebung gegründet ist Religion . . . Da ist es Pflicht, so zu verfahren, als ob eine moralische äußere Gesetzgebung sei, nicht ein Beweis vom Dasein derselben, auch nicht eine Pflicht, ein solches Wesen zu glauben, sondern eine Pflicht, diesem unvermeidlichen Ideal der Vernunft angemessen sich zu verhalten.“ „Religion ist der Inbegriff seiner Pflichten als göttlicher Gebote, nicht der Inbegriff göttlicher Gebote als seine Pflichten.“ „Religion zu haben, ist Pflicht gegen sich selbst, aber nicht einen Religionsglauben zu haben.“ „Die Religion lehrt alle Pflichten bloß als göttliche Gebote betrachten, lehrt aber keine neuen Pflichten.“

Es ist offenbar das letzte Ausflingen der religiösen Gefühlswelt gewesen, das

Kant gezwungen hat, seine ethischen Maximen mit dem „religiösen Begriffsapparat“ zu stützen. Schließlich hätte es ja auch andere, vielleicht wirksamere Mittel gegeben, den kategorischen Imperativ den Menschen plausibel zu machen, als religiöse Fiktionen.

10. Es ist durchaus im Sinne von Bahingers „Gesetz der Ideenverschiebung“, wenn man so schließlich ein religiöses System in ein philosophisches übergehen läßt. Nach Bahinger vollzieht sich nämlich der Fortschritt unseres Denkens, indem Begriffe zuerst als Dogmen, d. h. Realitäten gelten, dann als Hypothesen dienen, schließlich zu Fiktionen werden, bis sie soweit geholfen, unsere Gedankenwelt der Umwelt anzupassen, daß sie als unnötig ausfallen. Demnach wäre die Alsob-Religion die letzte Entwicklungsstufe der Reihe der möglichen religiösen Welterklärungsversuche, die mit den dogmatischen Systemen beginnt und mit der Alsob-Religion schließt. Vielleicht nennt sie Bahinger in diesem Sinne das Erhabenste, wozu sich das Menschenherz aufschwingen kann.

11. Die Alsob-Religionen sind lehr- und lernbar. Die dogmatischen Religionen sind erlebbar. Oder eigentlich genauer: Die Alsob-Religionen sind in dem Maße lern- und lehrbar, als ihre religiösen Begriffe bewußte Fiktionen sind.

Lehren und lernen beruht darauf, daß wir imstande sind, jene Gebilde unserer Bewußtseinstätigkeit, die wir Vorstellungen nennen, beliebig oft reproduzieren zu können, ohne daß sie sich verändern. Wir können dieselben dann zu Begriffen verarbeiten, Urteile mittelst der Begriffe bilden und aus diesen Schlüsse ziehen. Wir können behauptende, hypothetische und fiktive Urteile und Schlüsse bilden. Wir können auch einen jeden anderen Menschen lehren, dieselben Denkoperationen zu vollziehen.

Wie nun die geometrischen Begriffe

Punkt, Linie, Ebene, der chemische Begriff Atom, der mathematische Begriff $\sqrt{-1}$ als ein Teil unserer Denkfähigkeit in uns entstehen und gelehrt werden können, so entsteht auch der ganze „religiöse Begriffsapparat“ der Alkob-Religion und kann gelehrt werden — es sind eben solche religiöse fiktive Denkgebilde, wie jene wissenschaftlichen Fiktionen.

Der Alkobreligiöse bedient sich dieser Begriffe so, wie wir uns der Hilfslinien bei der Lösung einer geometrischen Aufgabe bedienen; die haben eigentlich mit der Aufgabe nichts zu tun, sie fallen nach der Lösung der Aufgabe weg. Aber man kann jeden Menschen lehren, Hilfslinien zu gebrauchen. Gerade so hat für Schleiermacher, Kant als Philosophen Gott, Offenbarung &c nichts mit der Umwelt zu tun, können nicht aus ihr erwiesen, abgeleitet werden, während die Religionsstifter Schleiermacher, Kant sie als Hilfslinien einführen und brauchen, um mit der Umwelt auszukommen, sie gewissermaßen zu berechnen, sie bewohnbar, lebenswürdig zu machen.

Das ist aber nun gerade der Hauptunterschied zwischen den Alkob- und dogmatischen Religionen, daß man die religiösen Begriffe der letzteren weder lehren noch lernen kann. Wer sich zu einer dogmatischen Religion bekennt, muß daselbe oder ein ähnliches Gefühlserlebnis gehabt haben, wie der Stifter derselben gehabt hat.

Gefühle, und das ist ihr hauptsächlichstes Merkmal, daß sie von den Vorstellungen unterscheidet, können nicht reproduziert werden. (Külpe.) Wir können uns an ein Gefühl, das wir gestern gehabt, erinnern; wenn wir die Vorstellung, die gestern das Gefühl erregte, heute reproduzieren, kann das Gefühl heute wieder von neuem entstehen, aber fast nie hat es dieselbe Intensität und Qualität wie das gestrige. Ohne Vorstellung ist das

Gefühl allein, an und für sich nicht reproduzierbar. Es ist nun eine bekannte Tatsache, daß, je öfter eine Vorstellung reproduziert wird, das ihr anhaftende Gefühl immer schwächer wird, bis zuletzt nur noch die Vorstellung allein reproduziert wird, ohne noch gefühlbetont zu sein. Vielleicht ist dies der tiefste Grund, warum aus allen dogmatischen Religionen im Lauf der Zeit mit vielen Zwischenstufen eine Alkob-Religion wird, werden muß; vielleicht ist dies die psychologische Bestätigung der Richtigkeit des Gesetzes der Ideenverschiebung Bahingers. Der Vorgang wäre also dann so darzustellen, daß wenn der aus dem Gefühlserlebnis geborene, stark gefühlbetonte religiöse Begriff im Laufe von vielen Generationen immer wieder gedacht worden ist, er allmählich seine Gefühlbetonung verliert, Gegenstand des Zweifels, eine Hypothese wird, bis er schließlich zur bloßen Vorstellung ohne Gefühlbetonung als Fiktion geworden, worauf er zu Ende gedacht, verschwindet oder philosophische Form annimmt, worauf sich vielleicht auf philosophischem Boden dasselbe Spiel wiederholen kann.

12. Für dogmatische Religionen sind die religiösen Begriffe stark gefühlbetonte Realitäten. Wer einen anderen zu einer dogmatischen Religion bekehren wollte, mußte ihn in denselben Zustand versetzen, in dem sich der Stifter der Religion befand, als er das entscheidende religiöse Erlebnis hatte, so daß in dem zu Konvertierenden dieselben Begriffe verbunden mit denselben Gefühlen entstehen müßten, wie im Stifter; oder, da das ja meist nicht möglich sein dürfte, er müßte ihn in irgendeine Situation bringen, daß in ihm geeignete Gedanken und Gefühle entstehen müßten, die das religiöse Erlebnis auszulösen imstande wären. Das wäre die einzige Art, jemandem eine dogmatische Religion beizubringen, da ja

Gefühle nicht reproduzierbar, also nicht lehrbar sind, Gedanken allein aber niemanden zu einer dogmatischen Religion je bekehrt haben.

Dogmatische Religionen sind nur erlebbar; aber steht es nun in unserer Macht, jene Umstände zu bestimmen, die das religiöse Erlebnis herbeiführen müssen? Bei dem einen war's ein Blitzstrahl, bei dem anderen eine Krankheit, bei dem dritten ein Buch-, ein Kriegserlebnis. Weil das Beitreten des religiösen Erlebnisses so unberechenbar, so irrationell ist, haben auch alle, die es gehabt, es als eine Gnade, als ein köstliches Geschenk empfunden. Da drängt sich nun die Frage auf: Was ist also das religiöse Erlebnis? Wie ist es beschaffen? Es ist dies das andere religiöse Problem, das voll merkwürdigster Rätsel steckt.

13. Gerhard Hauptmann läßt in seinem Roman vom „Narren in Christo“ das entscheidende religiöse Erlebnis seines Helden in der Weise vor sich gehen, daß Quint nach langen Kämpfen in einsamer Berglandschaft im Zustand religiöser Verzückung den Heiland auf sich zukommen sieht. In mystischer Weise dringt die Gestalt des Heilands in ihn ein, verschmilzt mit ihm zu einer Einheit — und von da ab hat Quint die felsenfeste Gewißheit, daß er selbst nunmehr der Heiland für seine Zeitgenossen geworden. Es ist eine Halluzination des auslösenden Moments, daß sich dies religiöse Erlebnis vollzieht.

Es wäre interessant, könnte man erfahren, ob dieser Vorgang reines Phantastieerzeugnis des Dichters ist, oder ob er einen ihm bekannt gewordenen ähnlichen Vorgang nach erzählt hat.

Goethe beschreibt in den Bekenntnissen einer schönen Seele, wie nach vielen Kämpfen, ob „diereizenden Vergnügungen“ an der Seite eines Gatten, oder die „erquickenden innerlichen Empfindungen“ vorzuziehen seien, die schöne Seele eines

Tages konstatiert, daß „der Streit in meiner Seele ohne ein eigentliches Bewußtsein“ schon entschieden war. Diese Erkenntnis „schien mir nach einem stürmischen März und April das schönste Maiwetter“ zu bescheren. Fortan flieht sie die Welt zwar nicht, aber „nichts fesselte mich an die Welt und ich war überzeugt, daß ich hier das Rechte niemals finden würde und ward, indem ich Verzicht auf's Leben getan, dem Leben erhalten“.

Es ist bekannt, daß Goethe in den Bekenntnissen der schönen Seele die Geschichte seiner Freundin v. Klettenberg erzählt hat; man kann daher annehmen, daß diese Schilderung auf den Erzählungen des Fräuleins beruht, also wahrscheinlich den wahrheitsgetreuen Vorgang eines religiösen Erlebnisses darstellt.

Sichtlich sind hier zwei verschiedene Typen des religiösen Erlebnisses beschrieben. Bei beiden lange innere Kämpfe, dann im ersten Fall eine Halluzination, im zweiten ohne äußeres auslösendes Moment eine plötzliche innere Klarheit über den zu gehenden Weg. In beiden Fällen werden die früheren Kämpfe überwunden und ein glücklicher Gemütszustand herbeigeführt.

Gewiß gibt es noch andere Typen des religiösen Erlebnisses; wenn man alle in der Literatur zugänglichen Beschreibungen solcher Vorgänge zusammenstellen würde, namentlich das entscheidende Erlebnis der großen Religionsstifter und der großen Bekenntenen; wenn man ferner diese Beschreibungen ergänzen würde durch mündliche Berichte von solchen, die das religiöse Erlebnis gehabt, so würde es wohl möglich sein, nicht nur alle die Typen des religiösen Erlebnisses zu beschreiben, sondern man würde auch unschwer feststellen können, unter welchen Bedingungen das religiöse Erlebnis möglich wird.

Bei den beiden angeführten Fällen sind 3. B. vorhergehende Kämpfe festzustellen. Daß diese nicht in allen Fällen notwendig sind, scheinen die plötzlichen Befehrungen von sogenannten Weltkindern zu zeigen. Das Wichtigste wäre, bei dieser Untersuchung herauszubekommen, ob eine eigentümliche seelische, vielleicht angeborene Disposition zu gefühlsmäßiger Betrachtung der Welt eine Vorbedingung ist, und ob es auch Menschen gibt, deren Entwicklungszustand das religiöse Erlebnis ausschließt, die also rein verstandesgemäß die Welt betrachten müssen. Ob dies je möglich sein wird? Es wäre die folgenreichste wissenschaftliche Feststellung, die man machen könnte.

14. Der dogmatisch Fromme singt: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Wissen geht auf dieselbe Wortwurzel zurück wie weisen, beweisen. Man weiß genau soviel, als man beweisen kann; alles andere ist Annahme. Glauben aber heißt etwas für wahr annehmen, was man nicht beweisen kann, was man also nicht weiß — sonst brauchte man es ja nicht zu glauben. Der dogmatisch Fromme aber braucht das Wort glauben in anderer Bedeutung, als gleichbedeutend mit wissen. Gott glauben heißt für ihn nicht, die Annahme machen, daß es einen Gott gibt, sondern es wissen. Gott glauben im Sinne einer gemachten Annahme ist ein *Als-ob*-Religionsbegriff. Der dogmatisch Fromme singt nicht: ich nehme an, daß mein Erlöser lebt, er „weiß“ es. Und kann es doch nicht beweisen.

Allgemeiner in Form eines Problems gefaßt, würde dieser Gedanke so lauten: wie ist es möglich, daß für dogmatisch Gläubige die religiösen Begriffe Realitäten sind, daß Gott 3. B. das *ens realissimum* ist, da man das alles doch nicht beweisen kann?

Für den Gläubigen selbst, der das Erlebnis gehabt — und nur ein solcher darf sich einer dogmatischen Religions-

gemeinschaft anschließen, tut es ein anderer, ist er bloß Mitläufer — ist diese Frage gegenstandslos. Es ist ein Herübertragen der überfönnlichen Welt in die unserige, es ist das Erlebnis der Beweis an und für sich. Wer ein Erlebnis à la Quint gehabt, der weist mit Entrüstung das Wort Halluzination zurück, für den ist der ein Låsterer, der es ausspricht.

Noch nie hat einer der großen oder kleinen Religionsstifter es für nötig gehalten, seine Lehre zu beweisen. Wozu? Es weiß doch, daß er und nur er die Wahrheit kennt, da doch die Wahrheit sich ihm offenbart hat. Und für die anderen, die das Erlebnis nicht gehabt, liegt ein Problem vor.

Ob es wohl der richtige Weg zur Aufklärung dieses Problems ist, wenn man annimmt, daß der Vorgang des religiösen Erlebnisses so übermäßig stark gefühlbetont ist, daß der Betreffende sein ganzes Leben lang unter dem Zwang dieses immer wieder aufs neue aufblodernden Gefühles steht? Die Stunden der Anfechtungen wären aber die Pausen zwischen dem Vergehen und Wiederaufleben des Gefühlsvorganges? Er würde dann unter dem Zwang der Gefühle gar nicht dazukommen, den Vorgang des Erlebnisses, die darin gewordenen Offenbarungen verstandesgemäß prüfen, überdenken, kontrollieren zu können, so daß er lieber offene Ungereimtheiten in den Kauf nimmt und gerne nehmen will (*conceptio immaculata*, Auferstehung etc.), als daß er auch nur einen Deut jener Offenbarung verstandesgemäß korrigiert oder aufgibt? *Credo, quia absurdum*; das Wort verrät, wie wenig der dogmatisch Religiöse dem Verstand das Recht einräumt, bei seiner Weltbetrachtung mitzusprechen; aber man prüfe doch alle die religiösen Dogmen welcher orthodoxen Religion immer, haben sie nicht alle etwas von dem *absurdum* in sich?

16. Wenn es richtig ist, daß die sehr starke Gefühlsbetontheit des ausschlaggebenden Moments beim religiösen Moment ist, dann könnte also der, der gewisser übermächtiger Gefühle nicht fähig ist, niemals das religiöse Erlebnis haben? Dann tut sich zwischen dem, der das religiöse Erlebnis hatte und dem der es nicht gehabt, eine unüberbrückbare Kluft auf.

Wer ein bestimmtes Gefühl nie gehabt hat, kann auch niemals den verstehen, der es in sich empfunden. Aber es gibt auch kein Mittel, ihm dies Verständnis beizubringen; Gefühle kann man ja nicht lehren, sondern nur erleben. Wenn aber ein Gefühl so übermächtig stark in jemandem ist, daß es ihn zwingt, Begriffe, Gedankengänge, die aus der Umwelt als Erfahrung verstandesgemäß nicht nachzuweisen sind, als solche Realitäten, Tatsachen anzusehen, wie die empirisch oder logisch, wissenschaftlich beweisbaren, so gibt es keine Möglichkeit des Verständnisses hierfür für den, der solche Gefühle nicht gehabt. Dem dogmatisch Religiösen und dem, der das religiöse Erlebnis nicht gehabt hat, fehlt jede gemeinschaftliche Basis eines möglichen gegenseitigen Verständnisses. Eine solche Basis wäre gegeben, wenn beide etwas als richtig, als wahr annehmen müßten, weil es beide als

beweisbar und bewiesen ansehen müßten. Aber gerade dies ist unmöglich, da der dogmatisch Religiöse allerlei Begriffe als Realitäten, Gewißheit, als unumstößliche Wahrheit zu besitzen behauptet, die er dem anderen als solche nicht beweisen kann. Das wiederum, was dem anderen wahr ist, weil er es beweisen zu können glaubt; die wissenschaftlichen Wahrheiten, sind jenem eine Art minderer Wahrheit, über die er seine gefühlmäßig erlebte Wahrheit stellt.

Es muß ein sonderbares Gefühl sein, wenn man als einer, der das religiöse Erlebnis nicht gehabt hat, sich einem dogmatisch religiösen Menschen gegenüber befindet, zu dessen Gedanken- und Gefühlswelt es keinen Zugang gibt. Wieder, von der Seite derer, die das religiöse Erlebnis gehabt, betrachtet, muß es unendlich quälend sein, wenn man sich selbst gewiß ist, den Weg des Heils zu besitzen und nun die anderen aus vermeintlicher Verstocktheit oder Torheit den Weg des Verderbens taumeln sieht. Wie sonderbar, wie rätselhaft, wenn man sich sagen muß, daß keine Brücke hinüber und herüber führt und daß wahrscheinlich, solange es Menschen, Familien, Völker gibt, die auf verschiedenen Entwicklungsstufen stehen, diese Gegensätze nie aufgehört werden zu bestehen.

Mädchenlied.

Ein Traum über den blühenden Apfelbäumen,
der gen Himmel verweht...
Hab so viel hungernde Liebe
die betteln geht!

Ein Märchenvogel, ein banges Lied,
das in den Frühling grüßt:
Küß' mich du Wilder, Heißer,
mich hat noch niemand geküßt!

Und drück in den Rasen das brennende Antlitz
und schluchze o du... du...
und Träume, und silberne Lieder
verträumen gen Monbijou.

Ganz Wahr

Karl Filtsch

Von Marie Klein

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1841, am 7. Februar, trat Karl Filtsch zum erstenmal in einem Konzert in Wien im Saale des Musikvereines öffentlich auf. Es war eine „musikalisch = deklamatorische Akademie“ zum Besten der Armen, in welcher der 10 jährige eine Phantasie von Herz vortrug und den lebhaftesten Beifall erntete. Unter den Zuhörern war auch die Kaiserin = Mutter und Erzherzog Franz Karl.

Saphir schrieb darüber im Humoristen:

„Es war mir doppelt interessant, diesen kleinen Phantasiemann nach einigen Jahren wieder zu hören und seine Fortschritte wahrzunehmen. Fortschritte? nein das ist das rechte Wort nicht, es sind Fortflüge, Flüge auf den riesigen Schwingen des Genie's. Was uns damals an dem ganz jungen Kinde als unmittelbare Offenbarung des Gemüthslebens erschien, das tritt mir jetzt als Kunstprodukt, als ein lebendiger Erguß des zum innersten Bewußtsein gelangten Kunstlebens entgegen. Es zeichnet sich vor allem eine hervorragende, künstlerische Kraft in seinem Spiele aus, welche von dem erwachenden Selbstbewußtsein noch höher getragen wird.“

Karl Filtsch mag in diesem Augenblick die psychologisch und artistisch merkwürdigste Erscheinung in der musikalischen Residenz sein. Nicht nur der hohe Grad von Vollkommenheit, den er jetzt schon erlangt hat, nicht nur der kühne Geist, der sichtlich sein Spiel anregt und emporflügelt, nicht nur die Kunstfertigkeit in Ton, Vortrag, Ausdruck, Kraft und Schattierung, die er jetzt schon besitzt, nein mehr als Alles das macht ihn für die Zukunft interessant, wenn er ihr und sie ihm Alles das halten, was sie sich gegenseitig versprechen.

„Die Musikinkarnation wie sie uns in Karl Filtsch erscheint, ist uns nicht genug, wenn sie bloß als ausübende Gewalt über die Tasten stürmt, wenn sie begeistert aufstürmt, Leidenschaften entwickelt, jauchzt und weint usw. das ist sein glänzendes Zertifikat als Virtuose; aber nicht als Kunstschöpfer, Karl Filtsch in seiner musikalischen Grundwesenheit, in seiner innersten Individualität, welcher Musikals = Ideal in sich aufgenommen und mit seiner Individualität verschmolzen hat, in seiner bewegten, feimvollen, regen Phantasie, der die Musik als Dichtung ins Gemüt trägt, dieser 10 jährige Karl Filtsch hat nebenbei noch einen höheren Beruf, ein musikalischer Schöpfer zu werden!“

Ähnliche Besprechungen brachte die Wiener Musikzeitung und andere Blätter.

Der gefeierte, kleine Künstler schreibt am 15. März 1841 an seinen Vater:

„Ich bin sehr glücklich, daß das Konzert, wo ich zuerst öffentlich aufgetreten bin, gut ausgefallen ist. Ich spielte das Herz'sche Stück über das englische Volkslied und eine Etude von Moscheles, was mir so gut gelang, daß der Bruder, welcher immer bei mir geblieben war, als auch Herr von Mittag, Lanz, Sechter und alle Gegenwärtigen mit mir zufrieden waren. Diesen Fasching habe ich weniger Bälle gehabt als sonst, weil ich etwas unpäßlich gewesen, und die Gripp gehabt habe.“

Bloß bei dem Banquier Stammnismeyer, der Gräfin Brugherden, Hoffsecretair Müller und endlich bei der Baronin Redl, wo ich mich überall sehr gut unterhalten habe.

Bei Erſtern, wo ich alle Sonnabend geladen bin, habe ich einmal auch eine Fantaſie von Thalberg geſpielt, und viel Beiſall eingeerntet. Der Bruder und der Herr von Mittag waren auch zugegen und zufrieden.

Wir beſuchen alle Concerts Spirituels, weil dieſe für mich ſehr nützlich ſind, um ſchöne Compoſitionen zu hören und zu lernen. Beſonders gefiel mir in einem dieſer Concerte eine Synphonie von Beethoven, die nämliche welche er dem großen Napoleon dedicatiert hat, ferner die Overture zur Zauberflöte, und eine andre Synphonie von Mozart.“ —

Zum erſtenmal wird hier eine Unpäßlichkeit erwähnt, die als Grippe auftritt und noch nicht ſehr ernſt genommen wird, doch wird ſo oft als möglich die Geſundheit Karl's in den Briefen an die Eltern beſtätigt. Die Anſtrengungen denen der kleine, zarte Knabe ausgeſetzt war, mögen wohl den Eltern Beſorgniſſe eingeflüßt haben, die ſich leider ſpäter als ſehr berechtigt erwieſen.

Im Sommer ſollten beide Brüder die Eltern in der Heimat beſuchen. Mehrere Concerte wurden geplant.

Die letzte Zeit vor der Abreiſe von Wien machte Joſef Filtſch, wie aus einem Brief an die Eltern hervorgeht, daß Arrangement eines Concertes in Peſt viel Arbeit und viel Kopfzerbrechen. „Jedenfalls iſt es eine Sache, die viel Zeit und Geld fordert,“ meint er und bittet der Vater möge mit der nächſten Diligence 100 Gulden ſchicken.

Am 17. Juni 1841 fand das Concert im Redoutenſaale in Peſt mit folgendem Programm ſtatt:

1. Phantaſie von S. Thalberg über ein Motiv aus Straniera, vorgeſungen von Karl Filtſch.

2. Urie, geſungen von Fräul. Urbany.
3. Ungariſche Melodien, komponiert von J. Filtſch, vorgetragen von Karl Filtſch.
4. Deklamation, geſprochen von Madame Lendvay.
5. Solostück für das Violoncell, vorgeſungen von Herrn C. Schlefinger.
6. Krönungs-Phantaſie für das Pianoſorte von Herz, vorgetragen von Karl Filtſch.

Es wurde mit enthuſiaſtiſchem Beiſall aufgenommen.

Am 10. Auguſt deſſelben Jahres gab Karl Filtſch in Klausenburg ein Concert, von welchem ebenfalls berichtet wird, daß allgemeiner Beiſall den kleinen Virtuosen der für ſein Alter Unglaubliches leiſte, gelohnt habe.

Ein zweites Concert am 17. Auguſt im Nationaltheater in Klausenburg trug ihm abermals große Bewunderung ſeiner Kunſtfertigkeit ein. Man lobte das reine, kräftige, gefühlvolle Spiel und den leichten und netten Vortrag der ſchwierigſten Läufe und Übergänge. Zuletzt — ſo berichtet der Reſerent — trug er noch ein von ihm ſelbſt komponiertes Nocturno in höherem Stil und einen lieblichen ungarischen Tanz, ein Werk ſeines geſchickten Bruders vor. Die Einnahme wurde für wohlthätige Zwecke beſtimmt. Geſtern hat uns der Künſtler verlaſſen, um nach Hermannſtadt und Kronſtadt zu reiſen, wo er jeden Ortes zwei Concerte geben wird.

Auf dieſer Kunſtreiſe pflückte Karl Filtſch nun die erſten heimischen Vorbeeren.

In Kronſtadt ſpielte er für die Wolkendorfer Abgebrannten.

In Hermannſtadt geſtaltete ſich das Auftreten des kleinen Künſtlers zu einem wahren Volksfeſt und einer patriotiſchen Rundgebung. Am 27. Auguſt 1841 fand das erſte Concert zugunſten des Muſikvereines mit folgendem Programm ſtatt

1. Overture zur Oper „Stimme v. Portice,“ von Uuber.
2. Phantasie über Motive aus der Oper „Donna del Lago,“ v. Thalberg, vorgetragen von Karl Filtfch.
3. Arie aus der Oper „Marino Faliero,“ von Donizetti.
4. Bravour-Variationen von Henry Herz, vorgetragen von den Brüdern Josef und Karl Filtfch.
5. Variationen für die Violine von Beriot, vorgetragen von H. Wilhelm von Asboth.
6. Gesangstück.
7. Großes Konzert mit Begleitung des ganzen Orchesters, von Mendelssohn Bartholdy, vorgetragen von Karl Filtfch.

Dem kleinen Künstler ging nun schon der Ruf eines in Wien und Pest anerkannten, ja bewunderten Künstlers voraus.

Am dem Abend, wo er in Hermannstadt eintraf, brachte ihm der Musikverein ein Ständchen.

Alle Logen im Theater waren überfüllt, die Plätze unten mußten vermehrt werden. Auch aus Schäßburg, Mediasch, Großschenk, Fogarasz und aus der Umgebung Hermannstadts waren Besucher herbeigeieilt, um das Wunderkind zu hören. Mit großem Jubel wurde der kleine Konzertgeber empfangen, Kränze flogen auf die Bühne. „Und nun“ — sagt ein Berichterstatter im Siebenbürger Boten — „saß das liebe, kleine Männchen einen Augenblick am Instrument, einen Augenblick sich zum Spiel anschickend, während das Auditorium in stummer Gespanntheit lauschte. Wie er nun spielte, hatte man den Eindruck, daß ein kräftiger Mann von Kunst und Geist die Macht der Töne beherrscht, aber diese Kunst, dieser Geist wohnen in dem Kind, das da mit der stillen, sanften Miene, mit dem wehmütigen

Zug um den Mund freundlich herüber lächelt, wie die Engel lächeln.“

In die Einzelheiten der Vorträge übergehend, betont der Kritiker, daß Filtfch von schöpferischem Genies befeelt das was sein innerer Sinn in sich aufgenommen hat, wie ein Selbstgeschaffenes, mit vollkommener Herrschaft über das Technische mitteilt, mit Ruhe, Leichtigkeit und vollkommener Sicherheit spielt.

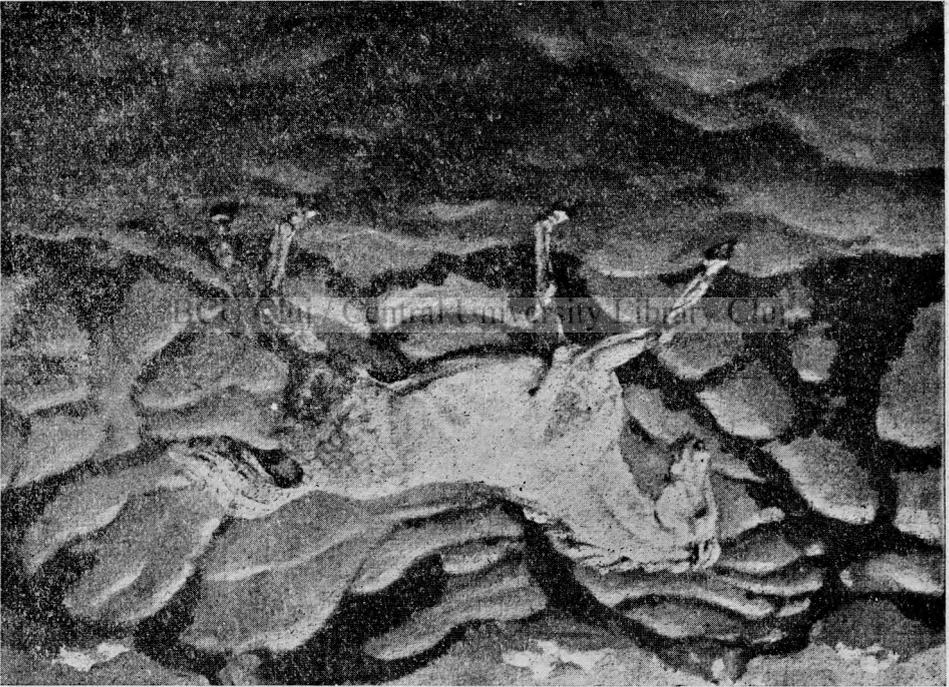
In dem vierhändigen Stück von Herz machte auch Josef Filtfchs Spiel auf die Zuhörer einen vorzüglichen Eindruck. Am meisten hingerissen wurde aber das Publikum von der Zugabe. Karl Filtfch spielte ein eigenes, schon gedrucktes Notturmo „voll anmutigster Gedanken,“ die für die Zukunft des Komponisten Großes versprochen. —

Nach dem Konzert überreichte ihm der Ausschuß des Musikvereines eine silberne Kaffeetasse mit der Inschrift: „Karl Filtfch der Hermannstädter Musikverein“ und beiden Brüdern die Diplome zu Ehrenmitgliedern des Vereins.

Am 3. September gab Karl Filtfch unter ungeheuerem Zudrang des Publikums sein zweites Konzert in Hermannstadt zur Gründung eines Spitals. Das Theater war wieder erdrückend voll, die Leistungen des Künstlers noch großartiger als zum erstenmal. Nach der vom Orchester vorgetragene Selloverture spielte Karl Filtfch zuerst eine Phantasie von Herz die „fertig, klar, herrlich“ vorgetragen wurde. Stürmischer Beifall erbrauste. Der Jubel des Publikums steigerte sich, als ein von der Gräfin Odofredi-Hager verfaßtes Gedicht an den jungen Künstler in Hunderten von Exemplaren aus den Logen herabgestreut durch den Raum flatterten, bis die Blätter erhascht wurden und nun das eifrige Lesen des Gedichtes allgemeine Stille verursachte; die beifällige Stimmung nahm immer zu, ein

Heinrich Reby

Galopp.





Heinrich Rehn

Bildnis der Frau R.

hundertstimmiges Aufjauchzen erschütterte oft das Gebäude. Besonders beim Vortrag der großen Phantasie über Beethoven'sche Motive von Thalberg, die Karl Filtisch mit unglaublicher Kraft, Präzision und tiefem Verständnis wiedergab. Am Schluß trugen beide Brüder die Herz'sche Krönungsphantasie auf zwei Klavieren vor. Ein Vergleich zwischen ihnen läßt den Referenten sagen, daß Josef an Jahren schon ein Mann aus der Tiefe seines Innern, Karl aus der friedlichen Welt seiner Träume und kindlichen Einfalt schöpfen. „Josefs Virtuosität ist ein vollendetes, freundliches, schönes Wohnhaus, Karls Virtuosität ist der Grundriß zu einem großen, königlichen Palast, zu einem Tempel der Kunst, dessen schon aufgebaute Teile auf die Pracht und Größe des einst vollendeten Ganzen schließen lassen.“

Viele Landleute wollten das Wunderkind wenigstens sehen. Während des Hermannstädter Aufenthaltes kamen oft Bauern mit Trauben und Gaben aller Art, um dem Kleinen durch solche Geschenke Freude zu machen.

Die Stadt Hermannstadt richtete an den kleinen Künstler ein schwungvolles, vom Bürgermeister von Wayda unterschriebenes Dankschreiben.

Am 26. September konzertierten beide Brüder Filtisch in Broos, („zum Besten der drei rezipierten Religionen“). Es ist rührend zu lesen, wie die Brooser in aller Bescheidenheit sagen, „es wird Manchen wundern, wie unserem, nicht eben in dem ersten Rang der Wohnplätze unseres Vaterlandes stehende Ort, diese ehrenvolle Auszeichnung, um welche größere Orte vergebens gebeten hatten, zu teil geworden ist . . .“ Sie fürchten beneidet zu werden und erklären, daß nur der Umstand, daß der Vater von Karl und Josef Filtisch, elf Jahre in Broos Stadtpfarrer gewesen sei, diese Bewegung veranlaßt habe. Die Liebe

zur ganzen Familie Filtisch zeigte sich durch ein festlich geschmücktes Reiterbanderium, welches den Gefeierten bis zur Gattertgrenze entgegenritt, wo eine feierliche Begrüßung und Begleitung in die Stadt erfolgte. Hier war die Schulsjugend aufgestellt und die Knaben riefen ihrem jetzt so berühmten Altersgenossen ein fröhliches Vivat zu. Der kleine Künstler, der im Wagen neben seinem Vater saß, grüßte und winkte ihnen zu mit tränenfeuchten Augen.

Im Konzert, welches so ziemlich dasselbe Programm wie in Hermannstadt hatte, sang auch eine Schwester der Brüder Filtisch, unter herzlichem Beifall eine Arie und Josef Filtisch, der in Broos geboren war, wurde sehr bewundert. Die Hauptperson war aber selbstverständlich auch hier Karl. Seine Kunst und seine Kraft, sein Verständnis, seine lebenswürdige Kindlichkeit wurden begeistert anerkannt.

Zum Schluß erhielt er als „Gaben der Verehrung“ ein Tintenfaß aus Steingut aus einer heimischen Fabrik zwischen Blumenvasen voll lebender Blumen mit dem Wunsch aus diesem Tintenfaß möge er immer zwischen Blumen, seine künftigen Kompositionen schreiben.

Am 28. September gab Karl Filtisch sein Abschiedskonzert in Mühlbach zum Besten des Musikvereines. Begreiflicherweise wurde er hier in seiner Vaterstadt ganz besonders begeistert gefeiert. Der Musikvereinsdirektor überreichte ihm als Dank des Vereines eine schön gefasste Perle und einen poetischen Abschiedsgruß, dessen eine Strophe lautet:

So zieh denn hin geliebter Karl und flöße,
Der Welt für deine Kunst Bewunderung ein,
Ja ziehe hin für deine Künstlergröße
Ist deines kleinen Mühlbach's kleine Welt
zu klein!

Vollende kühn was herrlich du begonnen,
Die Künstlerbahn die früh dein Fuß beschritt!
Bei jedem Lorbeerblatt das du gewonnen,
Freut deiner fernern Freunde Herz sich mit.

Der Dichter Goltch verfaßte außerdem ein zweites langes Gedicht an Karl Filtich und Daniel Roth eines an Gräfin Bánffy.

Am 15. November berichtet die Wiener Theaterzeitung:

„Dieser hoffnungsvolle kleine Künstler ist vor kurzem von seinem ersten Kunstausflug nach seinem Vaterlande, wieder nach Wien zurückgekehrt. Er gab Konzerte in Pest, Hermannstadt, Kronstadt, Klausenburg, Mühlbach und Százváros, alle zu wohltätigen Zwecken. Überall erweckte sein meisterliches Spiel den größten Enthusiasmus, alle Blätter Ungarns und Siebenbürgens sind seines Lobes voll und stellen ihn schon jetzt im Einklange mit dem Urtheile der hiesigen Zeitschriften den Ersten und Vorzüglichsten seines Faches an die Seite. Filtich begibt sich in den nächsten Tagen in Begleitung seines Bruders, nach Paris, um dort seine musikalischen Studien fortzusetzen und sich in seiner Kunst noch weiter auszubilden.“

Vor der Abreise von Wien spielte Karl Filtich beim Staatskanzler Fürsten Metternich und erhielt von der Fürstin einen goldenen Siegelring als Zeichen ihrer Huld.

Bald darauf wurde er vom Herzog von Bordeaux mit größter Auszeichnung empfangen und spielte in seinem Salon. Mit den besten Empfehlungen ausgerüstet, reisten beide Brüder mit der Gräfin Bánffy am 20. November nach Paris ab. Paris, damals der Sitz der Romantiker im Klavierspiel, war das ersehnte Ziel Aller, die sich in Musik vervollkommen wollten. Chopin, Liszt, Meyerbeer, wer nennt alle Namen der damals herrschenden Musikgrößen.

Chopin steht, wie Oskar Vie sagt, unter den Musikern da in seinem tadellosen Kleid, ein Adelpsohn vom Scheitel zur Sohle. Die sublimsten Empfindungen,

an deren Verfeinerung Generationen von Familien und eine rauschende Reihe von Soireen gearbeitet haben, die letzten Dinge in unserer Seele, deren Ahnung mit dem Geheimnis des jüngsten Tages umwoben ist, haben in seiner Musik Form gefunden. Er war ein Dichter. Seine Größe war Aristokratie. Er gab sehr selten Konzerte. Wenn man ihn in Paris hörte, so waren es meist intime Matineen im Salon Plejel, zu denen nur beschränkte Plätze verteilt wurden. Die polnische, emigrante Aristokratie, die Pariser Kunst und Schriftstellerwelt, Damen, schöne Damen saßen um ihn und lauschten. Die réunions intimes, diese concers de fashion, wie sie Liszt nannte, waren die echten Klavierkonzerte, die jemals veranstaltet wurden.

Der Künstler wußte vor wem er spielte und in dem kleinen Kreise gab es eine Resonanz für die diskrete Poesie, die von dem Instrument ausging. Ein feiner Geist hatte dem Klavier seinen reservierten Adel zurückgewonnen!

Liszt beschreibt einen Abend bei Chopin sehr stimmungreich: „Eine zerfließende Dämmerung im Zimmer, die dunkeln Ecken scheinen in die Unendlichkeit sich fortzusetzen, Möbel mit weißen Decken belegt, kein Licht als um das Klavier und im Ramin. Man unterscheidet Heine, Meyerbeer, den Katholiken und Tenor Nourrit, Delacroix, den unbeweglichen Mickewitz und den greisen Niemcewicz; George Sand mit aufgestütztem Arm in einem Sessel zurückgelehnt. Die Menschen stehen zu Chopin im Dämmerlicht und sie wissen nicht woher ihnen diese zauberischen Töne kommen.“ —

In dieser feinen Welt des Stimmungszaubers sollte nun der kleine Filtich bald heimisch werden.

Chopin wurde sein Lehrer. Eine Auszeichnung, um die sich unendlich viele vergebens bemühten,

Das Kind schreibt an seine Eltern (ohne Datum, doch stammt der Brief zweifellos aus dem Anfang des Jahres 1842):

„Wir sind nun schon einen ganzen Monat in Paris, und haben mehreres gesehen und gehört. Wir waren im Grande Opera, Theater royale Italien und in der Opera comique. Wir hörten daselbst Norma, Lucrezia Borgia, Cenerentola, la Reine de Cluyre, Charles Quint, und Richard coeur de lion. In diesen Opern zeichneten sich besonders Lablache, der erste Bassist der Welt, Tamburini, Mario, Dupress, die Mesdames Grisi und Persiani aus. Die Ausstattung der Opern war prachtvoll, die Schönheit der Dekorationen unbeschreiblich; man muß es selbst sehen, um sich davon einen Begriff zu machen. Außerdem waren wir noch im Conservatorium, und hörten eine sehr schöne Symphonie von Josef Haydn, einen 300 Jahre alten Choral, den berühmten Clarinetisten Cavallini, der sich auch in Wien produzierte, mehreres von W. A. Mozart, und eine Symphonie von Louis von Beethoven. Es ist schon lange bekannt, daß das Orchestre vom Conservatorium zu Paris, das Erste der Welt ist. Es brachte auch eine solche Wirkung bei mir hervor, daß ich ganz entusiasmirt war. Ich habe auch die Bekanntschaft von mehreren Herrn und Damen gemacht, nämlich von Chopin, Erard, der Frau vom berühmten Boildieu und Herrn von Dessauer. Ersterer ist, wie Sie wissen, liebe Eltern ein ebenso großer Künstler auf dem Pianoforte, als Compositeur, und giebt mir alle 2ten Tage Lectionen. Zum Christtag habe ich von der

guten Gräfin, einen Spenzer, zwei Westen sammt einer Uhrkette bekommen. Der gute Bruder schenkte mir eine Phantasie von S. Thalberg und überdies erhielt ich noch von der Gräfin eine französische Geschichte, die zugleich zur Belehrung und Unterhaltung dient. Zu meinem Namensfest überraschte mich von der Gräfin ein schönes Portefeuil sammt vielen Papieren, einem Schreibzeug und einem sehr lehrreichen Buch; vom guten Bruder ein sehr schöner Hut. Leben Sie nun recht wohl, geliebte Eltern, und grüßen Sie auf das herzlichste Alle, die sich meiner erinnern. Ich verbleibe mit vielen Handküssen

Ihr gehorsamer Sohn

Carl Filtich.“

Josef Filtich schreibt dazu:

„Karl ist Gott sei Dank recht gesund und nimmt an Kraft und an Allen zu. Unser Hausherr der Herzog de la Rochefoucauld, dessen Vater unter Napoleon Botschafter in Wien war, hat zwei sehr gut erzogene Söhne in dem Alter von Carl und ich bin sehr froh, daß dieser durch die Bekanntschaft und täglich zunehmende Freundschaft einen doppelten Nutzen des Umgangs und der Sprache erzielt. Auch sind bei Sr. Durchlaucht alle Montage Soirées wo wir eingeladen sind und wo wir Gelegenheit haben, viele Notabilitäten von Frankreich zu treffen. Indessen ist dieses Vergnügen mit wenigen Blicken und Anschauungen abgethan und man sieht sich bald der vorigen Langweile wieder preisgeben. Ich sehne mich sehr oft und von Herzen nach dem lieben Wien zurück. Hier mißfällt es mir

complett. Ich habe kein einziges Haus, wo ich mich a mon aise fühle und wenn ich mir eins machen könnte, so steht meinen Zwecken die entfesselte Entfernung unserer Wohnung im Wege. So besteht denn meine ganze, große Herrlichkeit in Paris aus beständiger Lecture, die zwar ihr Gutes und Angenehmes hat, um die man aber nicht gezwungen ist, 300 Meilen weit zu reisen. Vielleicht wird's besser, wenn wir unsere eigenen Herrn sind. — Aber wie kann ich so reden, wenn vor mir eine neue Einladung in eine Soirée nach Hof liegt? Ach Gott, das habe ich hir nun schon einigemal gesehen — aber mich nie unterhalten. Ich bin herum gegangen, oft 7 Stunden immer hinter dem Grafen Bánffy ohne ein einziges Gesicht gesehen zu haben zu dem ich etwas hätte sprechen können, und ohne zu wissen wer diese vielen Hundert Herrn und Damen sind — Und dann wissen Sie nicht, meine Lieben, was das heißt mit dem Grafen Bánffy herum zu gehen — — diesmal bin ich so glücklich, etwas Zahnschmerzen zu haben und daher enthoben zu sein, diese 7 Stunden noch einmal zu probieren. O Freiheit, o Unabhängigkeit! — Diese Lebensweise, dieses ewige Zuhausebleiben und vor dem Ramin sitzen hat das Gute, daß ich mich

ganz meinem Bruder Carl widmen kann, der übrigens, was mich glücklich macht, und alles gern verschmerzen läßt recht ordentlich in floribus lebt. Ich bin bei seinen Stunden gegenwärtig, laße mir von ihm französisch vorlesen und erkläre ihm die Bibel. Ce sont les orgies de ma jeunesse! Et cependant ce sont des plaisirs reels et bien plus essentiels que tons les agréments de Paris. Von der Bibel kommt mir in den Sinn, daß ich vergeßen habe Ihnen zu schreiben, daß ich in Augsburg im Confessionsale gewesen bin und da Niemand mit mir kommen wollte, eine wahre Bravour von Religionseifer damit vollführte. Ihren Brief, theuerster Vater habe ich gestern erhalten, zugleich mit dem an den Herrn Grafen der Ihnen alles Schöne zurück sagen läßt. Die Gräfin hat die Gnade wöchentlich 3 Lectionen bei Chopin zu zahlen, was eine Summe von 60 Francs wöchentlich macht. Ubrigens habe ich mit ihr manches kleine Scharmüzel auszustehen, wo sie jedoch gewöhnlich gezwungen ist einen bescheidenen Sieger in mir kennen zu lernen.“

Während Josef so begreifliche Stoßseufzer über sein Leben als Mentor des berühmten Wunderkindeß austief, ward Karl immer mehr der Lieblings-schüler seines Meisters. (Schluß folgt.)

Wagnis

Aus dem Aug' ist schon die flache Bucht. —
 Schwelket, Segel — und nun stolze Flucht!
 Jeder Hafen ist zu sanft, zu eng
 und ich liebe nicht das Schiffgedräng.
 Stürme sind's, die meine Seele sucht,
 jauchzend wilder Wogen Wucht und Zucht.

J. Lecker

Politik und Volkswirtschaft

Politische Rundschau

Von Dr. Hans Otto Roth

Hermannstadt, 24. August 1920.

Der erste Arbeitsabschnitt des neuen Parlamentes ist zu Ende gegangen, ohne daß auch nur die Umrisse einer größeren politischen Konzeption sichtbar geworden wären. Wir denken dabei nicht an revolutionäre Umgestaltungen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens, sondern nur an die planmäßige Fundierung des neuen Staatswesens in einer gewissen Richtung der inneren Politik. Die europäischen Staaten sind durch den Krieg alle schwer in Mitleidenschaft gezogen, aber es werden sich doch diejenigen am raschesten erholen und zu neuer Entwicklung kommen, die die Entschlußkraft zu klaren politischen Handlungen aufbringen. Italien und Bulgarien sind nach dieser Richtung hin augenblicklich vielleicht beispielgebend. In beiden Staaten werden eine Reihe von Maßnahmen getroffen, die in ihrer politischen Tendenz alle auf einen gemeinsamen Brennpunkt hinweisen. Man sieht deutlich, daß wirtschaftliche und soziale Systeme zur Anwendung gelangen, die den Versuch einer Lösung aller offenen Probleme darstellen. Für den fast immer bei der Kritik verweilenden Politiker — wie wir Deutsche in Rumänien es notwendigerweise sein müssen — ist es das größte Vergnügen, endlich Schöpferisches in der Politik zu finden. In Rumänien suchen wir bis noch vergeblich darnach. Ein einziges Problem von wirklich weittragender Bedeutung beschäftigt die politische öffentliche Meinung: die Agrarreform. Aber es ist charakteristisch, daß auch dieses ausschließlich demagogisch behandelt wird; von einem Teil der Parteien in gutem Glauben,

vom anderen vielleicht auch das nicht. Außer Marghiloman hat die Agrarfrage meines Wissens noch kein einziger rumänischer Politiker als grundsätzliche Frage der Wirtschaftsordnung, als ersten Eingriff in das herrschende Rechts- und Wirtschaftssystem unseres Staates in Beurteilung gezogen. Es handelt sich den meisten nur darum, den politisch unzufriedenen Bauern durch Beteiligung mit Grund auf leichte und geschickte Art für sich einzufangen. Daß aber die Bodenenteignung die heutige Wirtschaftsordnung durch Antasten des Privateigentums in seinen Grundlagen berührt, beschäftigt die leitenden Politiker fast gar nicht. Ich weiß sehr wohl, daß eine Grundverteilung auch bei voller Aufrechterhaltung der heutigen Wirtschaftsordnung ohne weiteres möglich ist. Sie muß ihr aber organisch eingefügt werden und das Mittel dazu findet sich in der richtigen Behandlung der Entschädigungsfrage. Gerade in der unbedachten Art der Regelung der Preisfrage jedoch zeigt sich deutlich, daß immer nur das Demagogische die Oberhand in der Politik behält. Ähnlich wie in der Agrarfrage liegen die Dinge auch bei allen kleineren Verfügungen, die gestaltend in das Wirtschaftsleben eingreifen: bei den Höchstpreisen in der Landwirtschaft, den Preisfestsetzungen im Handel usw. Überall fehlt das Organische, das System, die große politische Konzeption.

Im vorigen Parlament hatten die Vertreter der neuen Gebiete als eigene politische Parteien die Mehrheit inne. Es bestand daher die Möglichkeit, daß sich ein Wettkampf zwischen alter ru-

mänischer und mehr westlicher politischer Schule entwickle. Die überlegene Gewandtheit und die mächtigere Organisation der Politiker des alten Reiches haben diese Konstellation jedoch in wenigen Monaten über den Haufen geworfen. Wir bedauern es, müssen gerechterweise aber feststellen, daß die Vertreter der neuen Gebiete die Schuld zum großen Teile selbst daran tragen. An die Stelle dieser edleren Gegensätze traten die alten Rivalitäten der geschichtlichen Parteien um die Macht. Nur mit dem kleinen Unterschied gegen früher, daß die alten Parteien ihren Wirkungsbereich nun auch auf die neuen Gebiete auszudehnen suchen. Nach den Erfahrungen des ersten Parlaments haben wir es nicht anders angenommen, aber es war doch verblüffend, wie gering der Kreis derer war, die in den Wahlen zur siebenbürgischen Nationalpartei, der alten Vorkämpferin der rumänischen Freiheitsrechte hielten. Die neuentstandene Mehrheit des Generals Averescu stellt sich schon rein intellektuell als eine ganz entschieden weniger hoch zu bewertende Gruppe dar, als die konservative oder liberale Partei. Ja, ihr vollständiger Mangel an starken, politisch ausgeprägten Persönlichkeiten läßt sie im parlamentarischen Kampf weit hinter der Opposition zurückbleiben. Wenn man von Averescu, einem trockenen, in seiner Soldatenart aber manchmal nicht wirkungslosen Sprecher und von dem vielleicht fähigsten, aber zu unentschiedenen Minister Urgetoianu absieht, so finden wir nur junge Professoren wie Anghelescu und Petrovici, die etwas über den Durchschnitt emporragen. Mit solchen Parlamentariern können aber Torga, Bajda, Lupu, Mihalache nicht in Schach gehalten werden. Die Gedankenarmut der Mehrheit kommt nicht nur in der Gesetzgebung, sondern auch in der parlamentarischen Debatte täglich zum Ausdruck.

Je farbloser und unbedeutender politische Parteien sind, um so deutlicher tritt ihre äußere Macht in Erscheinung, wenn sie die Regierung inne haben. So ist es auch bei der Volkspartei; ihr Regime ist ausgesprochene Parteiherrschaft. Weder der Ministerpräsident noch ein anderer Führer der Mehrheit hat bis noch Gelegenheit genommen, die politischen Absichten der Regierung darzulegen und den Arbeitsplan in großen Zügen anzudeuten. Nur eine Absicht der Regierung ist von Anfang bekannt und auch in die Tat umgesetzt: die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und Bekämpfung aller zersetzenden Einflüsse.

Mitten in dieser Schaffenslosigkeit steht ein emsiger und gescheiter Mann, der mit Verschlagenheit die größte advokatorische Geschicklichkeit verbindet: Tafe Jonescu. Er wird von der Mehrheit zum Teil befeindet, zum Teil geduldet, aber von niemandem geliebt. Das hält ihn nicht ab, seinen Zielen, die jedes Gebiet umspannen, folgerichtig nachzugehen. Zunächst hat er sich in der auswärtigen Politik eingerichtet. Er will ihr eine andere Richtung geben, als Marghiloman und Bratianu, und als treuer Gehülfe Frankreichs in einem mitteleuropäischen Block eine Kampfbarriere zwischen Rußland und Westeuropa errichten. Wie wir zu seiner auswärtigen Politik stehen, haben wir an dieser Stelle schon wiederholt ausgeführt. Jedenfalls aber müssen wir feststellen, daß er in der eingeschlagenen Richtung mit Hilfe einflussreicher Blätter und Finanzkreise fieberhaft weiterarbeitet. Er möchte nicht nur an Polens Seite in den Krieg eintreten, sondern auch sobald als möglich endgültige Bündnisse mit den Mittelstaaten abschließen. Tafe Jonescu bringt jedenfalls viele Mitglieder der Mehrheit in seinen Bann. In den großen Auswirkungen aber wird Tafe Jonescus

Mitarbeit im Kabinett der Volkspartei doch eher Schaden und den Weizen derer reifen lassen, die sich seit einer Zeit schon sichtlich zur neuen Herrschaft rüsten: der Liberalen.

Das Parlament sollte Konstituante sein, die gesetzgebende Versammlung des neuen Staates. Nach allem, was vorgeht, hat es nicht einmal das Organ dazu, um sich zu veranschaulichen, was das bedeutet. Es ist, als ob das Parlament Marghilomans in Jassy gestern geschlossen

worden wäre und sich seither in der Struktur des Staates nichts geändert hätte. Wird es viel anders werden, wenn die Regierung im Herbst oder Frühjahr fällt? Ich glaube nur dann an den Umschwung, wenn eine Partei zur Macht gelangt, die reiche Überlieferung und inneren Halt hat und — wenn die noch nicht ganz reifen neuen Gruppen wirklich reif geworden sind in Kritik und schaffender Arbeit.

Der einfachste Weg zur Lösung der Währungsfrage¹⁾

Von Otto Schlandt

Längen messen wir mit dem Metermaß, Flüssigkeiten mit dem Liter, die Schwere mit Gewichten, usw., — nur für Arbeitskräfte und Warenwerte haben wir keine ewig sich gleich bleibende Maßeinheit. Wir arbeiten und tauschen unsere Erzeugnisse, wie überhaupt unseren Besitz für Gold oder Goldlieferungsscheine, deren Wert abhängig ist einerseits von den schwankenden Mengen an Goldfunden, andererseits von der Willkür der Goldbesitzer, die doch niemand zwingen kann, mit ihrem Golde auf den Markt herauszurücken. Gold ist hiedurch zur Ware erster Güte erhoben. Es läßt sich ungestraft Jahrtausende hindurch aufbewahren ohne irgend eine Einbuße zu erleiden, während alles andere, was Menschengestalt und -hände zu erzeugen vermögen, vergänglich ist und vom Zahn der Zeit zermalmt wird. Gold wurde unglückseligerweise vor 3000 Jahren schon zum Wertmesser aller Werte erhoben, und als die vorhandenen Goldmengen sich nicht mit den fortschreitenden Ansprüchen des Verkehrs schritthaltend vermehren ließen, wurde (auf Mephistos Rat!) der Ausweg gefunden, Goldbezugscheine an Stelle Goldes in Umlauf zu bringen. Es hieß, jeder Staat habe das Recht, bis zur drei-

fachen Menge der Goldvorräte Goldbezugscheine (Banknoten) in Umlauf zu setzen. Solange dieses Maß nicht überschritten wurde, konnte man sich leidlich über den Mangel an reellem Goldgelde hinweghelfen, insbesondere, da doch der Welthandel sehr wohl verstand, daß es außer dem Gold doch auch noch andere wünschenswerte und brauchbare Dinge in jedem Staate gibt, wie z. B. Bodenfrüchte, gewerbliche Erzeugnisse, Bodenschurfrechte, Wasserkräfte, Verkehrseinrichtungen usw. usw., und genügte alles dies nicht zur Eintreibung der Goldbezugscheine, so blieb der Boden zur Enteignung und im allerletzten Falle die vom Boden verdrängte menschliche Arbeitskraft, die dann zu Frohn- und Sklavendiensten verwendbar wurde. Dies war die Grundlage des internationalen Welthandels.

Nun kam der Weltkrieg und mit

¹⁾ Anmerkung der Schriftleitung: Wir geben den temperamentvollen Ausführungen des Verfassers gerne Raum, da wir der Meinung sind, daß die breiteren Kreise unseres Volkes dadurch in anschaulicher Weise mit einer Richtung der modernen Valutareformbestrebungen bekannt gemacht werden, wenn wir uns auch nicht den optimistischen Hoffnungen des Verfassers bezüglich seiner Reformpläne hingeben können.

ihm für alle kriegsführenden Staaten die Geldnot, welche ein Verlassen dieser Grundlage nötig machte. Da die dreifache Menge der vorhandenen Goldvorräte zur Deckung des Kriegs-Geldbedarfes nicht ausreichte, wurde die alte Grundlage tatsächlich verlassen und damit der Sturz der Goldwährung eingeleitet. Die Goldbezugscheine, die vor dem Kriege im Nennwerte mit Gold (Goldagio wurde nur im Verkehr mit Staaten, die auf unsicheren Füßen standen, erhoben) eingehandelt wurden, verloren mit der Vermehrung der Banknoten von Tag zu Tag an Kaufkraft, denn das Zutrauen an die Einlösbarkeit des „goldigen Versprechens“ schwand mehr und immer mehr. Heute ist's nun so weit, daß man sich mit Recht fragen kann: Ja, wie ist es denn überhaupt noch möglich, daß vernünftige Menschen gegen Lügenzettel, gegen bewußte lügnerische Versprechungen ihre guten, brauchbaren Waren und Kräfte hergeben?

Unser Geld hängt doch heute ganz und gar in der Luft. Seine Bewertung ist vollends der Willkür preisgegeben, der Willkür von beiläufig hundert Familien, in deren Besitz fast der ganze Goldvorrat der Erde ist. Ja, solange diese klarliegende Tatsache von den maßgeblichen Faktoren der Staaten nicht eingesehen wird, sind wir mit unserer ganzen Wirtschaft, unserem ganzen Erwerb letzten Endes von dem Wohlwollen und der Einsicht dieser hundert Familien abhängig. — Wer in dieser tollen Zeit den Klarblick nicht verloren hat, der muß erkennen: Die Goldwährung aufrechterhalten wollen, ist völlig gleichbedeutend mit der Geneigtheit, sich ewig unlöbliche Sklavenketten anschnieden zu lassen.

Ich wüßte nur einen Weg zur Rettung vor dem Abgrund, dem wir (einschließlich jener lachenden Kriegsgewinner, die sich ein paar Millionen „gemacht“

haben) mit Riesenschritten entgegen-taumeln, und diesen Weg will ich in Folgendem in möglichster Kürze vorschlagen:

Die Nachfrage nach Gold muß aufhören! Wir müssen aufhören, weitere Goldlieferungsversprechungen zu drucken, an deren Einlösung doch kein vernünftiger Mensch mehr glauben kann. Wir müssen ein ehrliches, vertrauenerweckendes Geld herstellen und in Umlauf bringen! — Da wollen wir einmal sehen, was wir statt Gold versprechen können. Die Sache muß international in hohem, womöglich höchstem Werte stehen, damit man unser Geld international schätze; sie muß aber auch so beschaffen sein, daß ihr Wert unveränderlich, ewigwährend sich gleich bleibt, da der Handel nur unter dieser Voraussetzung wieder in gesunden Fluß zu bringen ist.

Da drängt sich in erster Linie die Frage auf: Was haben wir denn überhaupt? Wir können doch anderen Menschen nur etwas versprechen, was wir nachweislich haben! Gold, nach welchem die tolle und blind gewordene Welt jagt, haben wir nicht; das müssen wir klar eingestehen. Wollten wir uns auch vom letzten Gramm Gold, das in unserem Staate liegt, gerne trennen, um gesündere Verhältnisse herbeizuführen, es würde gewißlich nicht genügen, um den Forderungen, die das Ausland mit unseren Banknoten in Händen an uns nachweisen kann, gerecht zu werden. Wir müssen also nach anderen Mitteln Umschau halten!

Woraus setzt sich der Besitzstand unserer staatlichen Genossenschaft zusammen?

1. Wir haben in erster Linie etwas Goldgut; dies wollen wir alles hingeben ¹⁾ für Freiheit, denn wir wissen, es läßt sich auch ohne dies Teufelsmetall ganz schön leben. So weit es reicht, reicht es;

¹⁾ Unersehlliche Kunstwerke aus Gold ausgenommen!

wir geben es gerne, denn unsere Weiber sollen sich statt mit Gold mit Tugenden schmücken lernen.

2. Wir haben Grund und Boden. Den, meine lieben Nachbarstaaten, den geben wir euch aber nicht! Eher unser Leben als ihn, denn Grund ist Leben, da Leben ohne Grund nicht möglich ist. Wir müßten verkümmern wie die Pflanze, der der nahrungspendende Boden entzogen wird.

3. Wir haben Bergwerke und Schurfrechte für solche; — die sind aber auch nicht zu vergeben. Wir wollen selber arbeiten in unserem Boden nicht nur als Arbeiter, sondern auch als Unternehmer! Wenn wir ihn euch gäben, würdet ihr zwar unsere Arbeitskraft in Anspruch nehmen, aber von den Erträgen unserer Arbeit würdet ihr uns, die wir so gottlos und unvernünftig waren, das Land unserer Väter zu verschachern, also vaterlandslose Gefellen zu werden, nur soviel geben, als ihr wollt. Nichts da von Verpfändung des Platzes an der heiligen Brust unserer Allmutter Erde! An solche Dinge können nur vaterlandslose Weichlinge denken. Wir alle stehen mit unserem Leben ein für die Behauptung unseres eroberten Platzes. Was wir uns nicht einmal mit Waffen in der Hand abringen lassen wollen, das ist selbstverständlich auch nicht für Gold und Geld feil.

4. Verkehrseinrichtungen: Eisenbahnen, Wasserwege, — Hand weg von den Adern unseres Staatskörpers! Sollen alle Bürger ihre Nahrung gerecht verteilt erhalten, so müssen wir selbst die Wege, auf denen diese Verteilung allein möglich ist, in den Händen behalten.

Kurz und gut: Von unseren unentbehrlichen Naturschätzen und Kraftquellen sind wir nicht gesonnen, auch nur ein Tüpfelchen an das Ausland abzugeben. Wir geben keine Quellen aus der Hand. Wir können nur aus den Quellen entquollene Dinge ins Auge fassen, und

zwar auch diese nur sofern wir sie selbst entbehren können.

5. In unserem Ackerbaustaat gibt's in der Regel eine ansehnliche Menge von landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die wir selbst nicht alle ausbrauchen können: Früchte, Obst, Vieh aller Art. Diese Dinge würden wir schon gerne eintauschen gegen Sachen, die bei uns nicht zu haben oder zu wenig vorhanden sind.

Desgleichen würden wir auch ganz gerne Rohstoffe aller Art, die wir im Überfluß haben, abgeben, soweit wir sie nicht selbst verarbeiten können. Aber da ist nun ein anderer Haken! Solche Waren sind zu mannigfaltiger Art, um als Gelddeckung dienen zu können, und nicht jeder Staat, bei dem wir gerne etwas bestellen würden, hat Bedarf für unseren Überfluß. Unser neu zu schaffendes Geld, d. h. unser Zahlungsverprechen möchten und müssen wir aber doch derartig geben, daß der Besitz desselben jedem Nachbarn begehrenswert sein muß.

Damit wäre, wie wohl die meisten meinen werden, unser Besitzstand erschöpft, ohne daß wir irgend etwas zur Grundlage einer neuen Währung gefunden hätten. Und doch ist noch die kostbarste Kraftquelle des Staates, der Mensch, bisher außer Beachtung geblieben. Wenn ein Mensch die ganze Welt besäße, und er hätte keinen Nebenmenschen, der ihm den Genuß dieses unermesslichen Besitzes verüßen könnte, — er wäre in der Tat nicht reicher als der Löwe, als der König der Wüste es ist. Ja, aller menschliche Lebensgenuß hängt von dem Vorhandensein menschlicher, vernünftiger, Hilfskräfte ab; darum sind alle Reichtümer ohne Menschenkräfte fast wertlos. Hinter der scheinbaren Goldsucht verbirgt sich in der Regel die Herrschaftsucht, die in der Gefügigmachung der Massen ihre letzte Befriedigung sucht. Gold dient in diesem Sinne nur als Mittel zum Zweck. Diese Sätze zu beweisen ist überflüssig. Diese

Zeilen sind nur für denkende Menschen geschrieben, und wer nur ein wenig tiefer zu denken vermag, verlangt keine weiteren Beweise.

Nun wollen wir einmal versuchen, ob sich nicht ein Weg finden ließe, mit menschlichen Arbeitskraftversprechungen die Goldversprechungen zu ersetzen.

Wie wir wissen, hat es eine Zeit gegeben, in der Schuldner, die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten, in den sogenannten Schuldturm gerieten, wo sie so lange arbeiten mußten, bis ihre Schuld getilgt war. Eine schauerhafte Rechtspflege, nicht wahr? Daran auch nur zu denken, daß wir als Schuldner uns oder unsere Kinder in die Gefangenschaft der Nachbarn ausliefern sollten, wäre Sünde. Aber andererseits läßt sich nicht leugnen: Wenn ich von irgendjemand eine Ware bezogen habe, so finde ich in dieser Ware in der Regel eine Zusammensetzung aus Rohstoff und menschlicher Arbeitskraft. Demnach hat der Nachbar, wenn er mir Rohstoff vermehrt um Arbeitskraft geliefert hat, für mich schon gearbeitet, und sollen wir quitt werden, so muß ich ihm nun auch entweder eine Ware (Rohstoff + Arbeitskraft) liefern, oder wenn ich ihm nichts zu liefern weiß, ihm als Schuldner meine Kraft zur Verfügung stellen. Das ist nichts als einfache logische Forderung. Arbeitest du für mich, so muß ich für dich arbeiten; das ist der Grundgedanke der Arbeitsteilung, ohne die das ganze Leben keinen Pfifferling wert ist. Wollen wir gesunde Verhältnisse anstreben, so müssen wir nach einer Ordnung streben, in der jeder Mensch für die Menschheit sein Teil Arbeit leistet und die Löhne den Leistungen des Einzelnen angepaßt sind. — Hat der Nachbar für mich einen Elektromotor oder eine Flugmaschine gemacht, so muß ich ihm dafür auch entsprechende Gegenstände zu leisten bereit sein, insbesondere,

wenn ich mir solche Dinge nicht selbst zu machen verstehe und sie dennoch gut brauchen kann. Wenn ich diesem Nachbarn nun sage: „Du, ich weiß dir nichts anderes zu geben als Kartoffeln oder Weizen“, -- so wird er auch hiemit einverstanden sein, vorausgesetzt, er braucht eben diese Ware. Braucht er aber zufällig nichts davon, womit ich ihm dienen könnte, so bleibt mir nichts anderes übrig als zu sagen: „Lieber Nachbar, ich will dir einen Schuldbrief geben, in dem ich mich verpflichte, wenn du es wünschst, dir so und soviel Stunden Arbeit leisten zu wollen. Du hast ja für mich gearbeitet; wie lange wünschst du, daß ich dafür für dich arbeite?“ Da wird mich der Herr Nachbar einmal vom Kopf bis zu den Fußspitzen nach dem Wert meiner Arbeitskraft messen und wird, wenn er nicht unvorsichtig ist, sagen: „Die Sache wäre zu überlegen! Aber was geschieht, wenn du stirbst?“ „Nun, da hab' ich so und so viel Söhne, die meine Schuld abarbeiten werden!“ Aber wenn diese nicht wollen, was dann?“ „Nun, lieber Nachbar, da ich einsehe, daß deine Bedenken gerechtfertigt sind, und da ich auf die Flugmaschine dennoch nicht verzichten möchte, will ich ein staatlich gewährleitetes Geldmittel anstreben, in welchem die Allgemeinheit, der Staat, mein Versprechen zu dem seinen macht; d. h. ich verkaufe dann dem Staat meine Kartoffeln und meinen Weizen gegen derartige Solidaritätsschuldscheine, und damit überträgt sich meine Schuld an die Allgemeinheit. Du wirst dann doch jedenfalls nicht fürchten, daß die vielen Millionen Arbeitskräfte nicht meine kleinen Arbeitsschulden werden begleichen können?“

Ist der Staat in Ordnung, d. h. wirken im Staate die Ordnungs- und Gerechtigkeitsorgane in vertrauenerweckender Weise, so wird der Nachbar rechnen: „So ist mir's recht. So und soviel Stunden hab'

ich gearbeitet; dazu der Preis des Rohstoffes im Werte von $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$ meiner Arbeitsleistung, macht so und soviel Arbeitsstunden. Ich kann aber nicht von jedem x -beliebigen Menschen verlangen, er solle mir auch einen Flugapparat oder etwa einen Röntgenapparat herstellen. Wer nichts Besseres gelernt hat als Handlangerdienste zu leisten, dessen Arbeitskraft bewerte ich bloß auf $\frac{1}{10}$ der meinen, — und es wird der Flugzeugerzeuger bei dieser Abschätzung für jede Stunde seiner Arbeitszeit 10 Stunden Tagelöhnerarbeitszeit fordern. Sichert der Staat, in welchem ich wohne, ihm die Lieferung dieser zu, so ist das Geschäft gemacht, denn der Mann weiß, er kann mit diesem Schuldscheine in dem betreffenden Staate, wo solches Arbeitsstundengeld eingeführt ist, immer soviel Waren kaufen, als seine Arbeit seiner Berechnung nach wert ist. Braucht er nun die Kartoffeln und den Weizen nicht, so findet er vielleicht schon unter seinen Rohstofflieferanten einen oder den andern, der dergleichen Waren benötigt, die in dem Staate, in den sein Flugzeug ausgeführt werden soll, im Überfluß vorhanden sind, so daß es also zur Einlösung des Arbeitsversprechens überhaupt nicht zu kommen braucht. Dieser Fall (der Einlösung) könnte nur dann eintreten, wenn die Bürger des Staates, in welchem derartige Arbeitsstundengeld eingeführt ist, mehr Warenwerte verbrauchen, als sie durch Arbeit verdienen, d. h. also, über ihre Verhältnisse leben. Tun sie dies nun, dann wird ihr Geld an Kaufkraft sinken, und dann erst wird es nötig werden, daß der fleißigere und tüchtigere Nachbar den faulen, der über seine Verhältnisse lebt, auffordern wird: „Komm, Kerl, in Arbeit zu mir! Hast du's versäumt, gewissenhaft dafür zu sorgen, für meine Arbeitsleistungen als freier, selbständiger Bürger Gegenlei-

stungen aufzustapeln, so mußt du nun als ehrlicher Mann die Arbeitsstunden bei mir, unter meiner Anleitung leisten!“ d. h. der Nachbarstaat präsentiert dann das Arbeitsstundengeld zur Einlösung in natura. Nun hat der mit Unterbilanz wirtschaftende (d. h. mehr importierende als exportfähige) Staat die Wahl, entweder sein Geld durch seine Jungmannschaft aus den Reihen einer zu organisierenden Nährarmee einzulösen, um den Nachbarn zu befriedigen, oder aber er wird statt der Nährarmee eine tausendmal kostspieligere Wehrarmee aufstellen müssen, um den entrüsteten Nachbarn abzuwehren, der sich dann jedenfalls mit Gewalt wird nehmen wollen, worauf er von Gottes und Rechts wegen Anspruch machen darf. Ist's aber einmal so weit, so kommen in diesem Streite die Kriegskosten gewissermaßen als Prozeßkosten noch dazu und es geht dann wie es beim Prozessieren meistens zu gehen pflegt; die Kosten machen das Tausendfache des Betrages, um den der Prozeß begonnen wurde. Man halte nur einmal Umfrage bei den Militärdienstpflichtigen und deren Angehörigen, was sie gegebenenfalls vorzögen: Wehrmänner innerhalb und außerhalb der Grenzen des Vaterlandes zu sein oder auf eine festbestimmte Zeit ins Ausland zur Arbeitsleistung zu ziehen ohne alle Lebensgefährdung bei menschenwürdiger Behandlung. Wie viele brave und tüchtige Leute verliert der Staat alljährlich ans Ausland, weil sie da günstigeres Arbeitsfeld, oder angenehmere Verhältnisse oder Gelegenheit, sich fachlich zu vervollkommen, suchen! Es liegt nicht die geringste Erniedrigung darin, dem Auslande, das uns Dienste geleistet hat, gewünschtenfalls die Gegendienste zu leisten. Der ausländische Fabrikant wird ohne Zweifel nur dann zur Heranziehung ausländischer Arbeiter greifen, wenn sie sich aus irgend einem Grunde (Streik,

Krieg, Abwanderung) empfiehlt. Und ebenso, wie wir unsere Goldbezugscheine (Banknoten) dem Staate zu normalen Zeiten nicht zur Einlösung präsentieren, werden wir auch davon absehen, staatliche Arbeiter aus der Nährarmee zu beanspruchen, solange wir noch freie Arbeiter finden.

Die heutigen Verhältnisse sind ganz unhaltbar. Die Goldwährung hat aufgehört zu wahren. Gold hat sich als Wertmesser nicht bewährt, obwohl sein Wert konventionaliter genauest festgelegt war. Die ganze Werttheorie, auf der sich eine Sozialökonomie als Pseudowissenschaft aufbaute, ist von Silvio Gesell in seiner „Natürlichen Wirtschaftsordnung“ (in Kommission bei Bernhard Hermann, Leipzig) ad Absurdum geführt, indem dieser Klargeist den Beweis lieferte, daß die praktische Sozialökonomie nur mit Preisen rechnen kann, die hinwieder die Resultante aus Angebot und Nachfrage ergeben. Die Kaufkraft des Geldes und damit natürlich die Preise der Waren ständig auf gleicher Höhe zu erhalten, müssen wir ein Geld einführen, dessen Menge sich von Jahr zu Jahr der Menge der vorhandenen Waren anpaßt; denn Ware ist Angebot, und Geld, gutes Geld, muß immer Nachfrage sein. Fragte z. B. kein Mensch nach Gold, so könnte es auch zwischen Steinen oder Guano auf der Straße liegen, ohne daß dadurch unser Leben als Kulturmenschen auch nur im mindesten

Einbuße erlitte. Gold hat das glänzende Elend der Menschheit mit sich gebracht, weil die Menschen es zum Warenaustauschmittel mißbrauchten. Für Schmuckfachen ist es sehr schön und gut, für Geld aber schlecht, weil es sich infolge seiner Unvergänglichkeit zu Spekulationszwecken vorzüglich eignet. Der Geldsparer kann es willkürlich bald als Schlüssel zum Markte benützen, bald als Riegel des Marktes mißbrauchen, denn er kann, wenn er will, streifen d. h. den Warenaustausch hemmen oder verriegeln.

Unser neues Geld darf diese Eigenheit (die Unvergänglichkeit) keinesfalls besitzen, denn niemals wird sich Unvergängliches gerecht gegen Vergängliches tauschen lassen. Gold ist ein vorzügliches Spar-, aber ein hundsmiserables Warenaustauschmittel. Wir brauchen ein Geld, das nicht von Zufallsfunden abhängig ist, sondern es muß unser Geld, unserem Geldbedarf den Verkehrsverhältnissen jedesmal angepaßt sein, die hinwieder durch unsere Arbeitskräfte und durch unsere Ansprüche gegeben erscheinen.

Wie wir ein solches Geld erzeugen können, und wie der Übergang von der alten zur neuen Währung zu geschehen hätte, das findet sich aufgezeichnet in meinem Valutasanierungsvorschlag, welcher im Wege der Buchhändler vom Drotknecht'schen Verlage in Hermannstadt zum Preise von 3 Kronen zu haben ist.

Die Sache ist ernst. Die Zeit drängt!

L i t e r a t u r

Ernst Kühlbrandt: Geständnisse und Erkenntnisse.¹⁾ Nur wenige schöpferische Naturen haben das Glück, geradlinig das zu entwickeln, wozu sie ihre Anlagen bestimmen. Wir werden meist vierzig Jahre alt, bis wir anfangen, uns ein wenig in uns selber auszukennen. Große Maler fangen zuweilen als Dichter an und nicht wenige Dichter haben

sich lange mit der Malerei, Musik oder Schauspielkunst herumgeschlagen, bis sie eines Tages merkten, daß sie geborene Dichter seien. Die Geschichte der Literatur und Malerei ist voll von Beispielen.

Der Verfasser des obigen Buches hat zwar schon vor Jahrzehnten gemalt und auch gedichtet, trotzdem aber sein halbes Leben verbraucht, bis er erkannte, welche literarische Gattung sein Feld sei, welches er natur-

¹⁾ Erschienen 1919 im Xenienverlag in Leipzig.

notwendig bebauen müsse (oder für Dilettanten: welches er bebauen dürfe). Das war vor so und soviel Jahren, als er in den „Karpathen“ zum ersten Male mit Fabeln auftrat und vom Herausgeber der Zeitschrift dazu bewogen, nun seine ganze Kraft dieser kleinen, aber anspruchsvollen dichterischen Gattung widmete. Hier fand er sich und seither wurde er der sächsischen Fabeldichter. In der Sammlung „Geständnisse und Erkenntnisse“ kann man, wie in jedem echten Werk, den Menschen Ernst Kühlbrandt aus der Hülle jedes gelungenen Stückes rein heraus Schälen. Und diese künstlerische Selbstspiegelung, die scharf umrissen eine ganz bestimmte Eigenart festhält und anderen zugänglich macht, ist ja der Zweck aller Kunst.

Die Fabel kann man allgemein als künstlerische Kritik bezeichnen. Meist müssen bestimmte Menschen oder gesellschaftliche Zustände herhalten, aber auch Gott und Götter, Zeitereignisse wie Weltkriege oder Pastorenkonferenzen können mit einem Bierzeiler glatt erledigt werden. Die Fabel ist eine Waffe: La Fontaine und Lessing haben das bewiesen. Sie eignet nur selbständigen, kampflustigen Naturen und wer diese Waffe führt, darf nicht mehr Anfänger sein. Der Fechter, der hier in sechzig Stücken sechzig Gänge tut, ist als echter Fabeldichter viel Menschlichem begegnet, hat von früh auf wie ein Liebhaber die merkwürdigen Spielarten „Mensch“ gesammelt, in manchen Fehden wohl auch mitgetan, um im Alter zu der philosophischen Erkenntnis zu kommen: Kinder, es ist nicht so arg! Die Sache, wegen der ihr euch die Schadel einschlägt, ist in zwanzig Jahren, so wie ihr selbst, tot und vergessen.

Von dieser Philosophenhöhe betrachtet er das Gewimmel und wo es ihm Spaß macht, da greift er ein. Und nicht den Herrschenden gilt seine Liebe, er kämpft — das wollen wir

ihm besonders danken — für die Anwaltlosen, für die Wahrheiten von morgen und übermorgen. Eine kleine Schwäche hat er für das Paradoxe, die Umstellung oder eigentliche Beleuchtung von zweimalzwei ist vier. Die Ironie und der Spott, die er in jüngeren Jahren auch kräftig mischt, mildern sich dann mit den Jahren und der Sechzigjährige, der so viel Maskenfeste mitgemacht, auch im Alltag so vielen hinter die Larve geguckt, vor allem aber selbst im Spiegel auch fatale Entdeckungen nicht scheute, er zwinkert nur noch mit den Augen: Kinderchen, es ist nicht so wichtig. Vergeßt nicht: unsere Erde ist ein Stäubchen, ein Müddlein, das im Sonnenlichte tanzt.

Dieser sinnernde, kluge und gescherte, scharfe und milde, menschlich fühlende und gerechte Kühlbrandt spricht vor allem aus den sechzig ersten Stücken unverhüllt zu uns. Hier ist er Meister und in der sächsischen Literatur Alleinherrscher. Auch die hundert-zehn „Kurzschlüsse“ sind reich an Gedanken und vortrefflich geeignet, die stickige Luft in manchem sächsischen Hause zu reinigen. Nur die dreißig Nummern des „Zwischenspiels“ erinnern manchmal an den Kühlbrandt, der noch nicht über der Masse stand, sondern mit dem Strome schwamm. Hier steht auch „Blau und rot“, das heute selbst die Berliner Schulkinder singen.

Unsere sächsische Literatur war bis vor wenig Jahren ein Gemisch von Werken ausgesprochener Begabung und schriftstellernder Spielerei. Die gesammelten Werke von Michael Albert und Traugott Leusch zeigen am krassesten diesen Mangel an Selbstkritik. (Nur zum Teil entschuldigt durch ihre kritischen Berater.) Die jetzige Generation wird wohl auch hier tabula rasa machen und dann die sechzig Fabeln gehörig bewerten. Wer daher sein Geld in Kühlbrandts Büchlein anlegen will, der hat es gut angelegt. M.

Theater, Musik und Vortragswesen

Musikalische Veranstaltungen aus Anlaß des deutschen Ferienhochschulkurses. Im Monate August in schwülen, überfüllten Sälen Konzerte zu veranstalten ist kein leichtes Beginnen. Aber trotz der unerträglichsten Sommerhize haben sich die Musiker Hermannstadts mit Freude und Eifer bereitgefunden, aus Anlaß und zur Feier der Hochschulkurse auch ihr Echerflein beizutragen, galt es doch den Gästen unser auf

gediegener Höhe stehendes Musikleben von der besten Seite zu zeigen. Dies geschah auch in zwei sehr gut gelungenen Veranstaltungen, und zwar in einem Kammermusikabend am 12. August im Unifumsaale und in einem Chor- und Symphoniekonzert des Hermannstädter Musikvereines am 20. August im Gesellschaftshause.

Das Programm des Kammermusikabends wies bloß zwei Namen auf: W. A.

Mozart mit seinem Josef Haydn gewidmeten, nachdenklichen Streichquartett in C-Dur („Dissonanzenquartett“) und Johannes Brahms mit seinem sonnigen, Frohsinn und Behagen atmenden, vollstimmlichen Streichsextett in B-Dur, Op. 18. Die Ausführenden des Abends waren: Käthe Adler-v. Meltzl (Geige), Hedwig Weindel (Geige und Bratsche), Eduard Griffel (Geige), Dr. Ranko Burmaz (Bratsche), Josef Ulbrich und Dr. Richard Weißkircher (Violoncello).

Frau Käthe Adler-v. Meltzl, die wir nach jahrelangem Fernsein bei dieser Gelegenheit wieder zu hören das Vergnügen hatten, hat sich in der Zwischenzeit zu einer reifen Künstlerin und hervorragenden Geigerin entwickelt. Ihr Spiel zeichnet sich durch ein forsches, temperamentvolles Zugreifen aus, dort, wo es gilt dem Werke Schwung und Kraft zu verleihen, während sie in den getragenen Sätzen ihrem Instrument warme und innige Töne zu entlocken weiß. Dem Vorwurf, sie wirke in der Kammermusik stellenweise zu solistisch und dränge dadurch ihre Partner in den Hintergrund, kann ich nicht beistimmen. Meiner Ansicht nach, stehen wir hier vor jenem Unterschied, der zwischen dem in der Großstadt geschulten und herangereiften und unter ihrer ständigen Anregung stehenden Künstler und dem noch so geübten Dilettanten schon einmal vorhanden ist und der niemals ganz überwunden werden kann. Es ist dies jenes Vermögen, wodurch der vortragende Musiker die in jedem Musikstück vorhandenen dynamischen Schattierungen, das stetige An- und Abgeschwellen, ein auf das heftigste Fortissimo überraschend folgendes Piano, die häufigen scharfen Akzente usw.

zur Geltung bringen vermag. Nur in diesem Sinne hatte es mitunter den Anschein, als ob die übrigen Stimmen stellenweise in den Hintergrund getreten wären. Wer das Vergnügen hatte, mit Frau Adler in der Kammermusik häufiger mitzuwirken und sie öfters zu hören, wird es bestätigen können, daß ihre Stärke gerade in der Kammermusik liegt.

Wenn wir mit diesem Abend unseren Gästen gezeigt haben, was wir auf dem Gebiete der intimen deutschen Musik zu leisten imstande sind, so wählte der Musikverein für seine Darbietungen ausschließlich größere Musikwerke. — Johann Leopold Bella, der Leiter des Konzertes hatte diesem im „Siebenbürgisch-deutschen Tageblatt“ einige Worte vorangehen lassen und den Gedanken angedeutet, der dem Konzerte zugrunde lag. Dem Ernst der Zeit entsprechend sollten uns die dargebotenen Werke („Schicksalslied“ für Chor und Orchester von J. Brahms, Op. 54, Text von Hölderlin, V. C-Moll-Symphonie von Beethoven, Op. 67 [Schicksals-Symphonie] und „Hymne an die Musik“ für Soli, Chor und Orchester, Text von M. Guist von J. L. Bella) die harten Kämpfe des Schicksals vorführen, aus denen sich unser Blick und unsere Sehnsucht „in das ideale Reich des Schönen und Wahren“ erhebt. Mit Ausnahme einiger ganz kleinen Unebenheiten, die aber auf die übergroße Hitze im Saale zurückzuführen sind, war die Wiedergabe der Werke eine durchaus würdige und stilgerechte, Chor wie Orchester standen auf gewohnter Höhe. Die kleinen Soli in Bellas schöner schwungvoller Hymne sangen Frau Mathilde von Larcher (Sopran) und Herr Kreißler (Bariton).

Dr. R. B.

Bildende Kunst

Bildderausstellung des Sebastian-Hann-Vereins aus Anlaß des deutschen Ferienhochschulfurfes in Hermannstadt. In der letzten Gemäldeausstellung des Sebastian-Hann-Vereines kommen fünf verschiedene Künstler und damit fünf verschiedene Kunst- und Weltanschauungen zur Geltung.

Auch die Kunst hat ihre Leitsätze, Definitionen, Dogmen, auf die manche Meister schwören: „Es gibt keine Schönheit, die der Wahrheit zu vergleichen wäre“, sagen die einen. „Die Schönheit besteht im Glanze einiger besonders wichtiger Teile, die das

Ganze als vollkommen schön erscheinen lassen“ behaupten die anderen. Es sind vielleicht nirgend so viele Gesetze aufgestellt worden, wie in der Kunst.

Und doch muß jeder Künstler sich eine eigene Welt, ein eigenes Ideal, eine eigene Ästhetik schaffen. Und gleich jenem großen Philosophen des XVII. Jahrhunderts, der alles Herkömmliche, alle früheren Wahrheiten und Dogmen zertrümmerte, um bloß auf Grund von dem, was er selbst gesehen und geprüft hatte, neu zu bauen, darf jeder echte Künstler nur eigenes Sehnen, eigene Ent-

pfündungen, eigene Gedanken in eine eigene Form bannen.

*
Frau Grete Csaki-Copony erfährt intuitiv gewisse Zusammenhänge, gewisse Gesetze in der Kunst, die andere nur auf Grund von langen Studien, sorgsamem Wählen und Verwerfen sich langsam zu eigen machen können. So kommt in ihren Arbeiten individuelles Sehen unmittelbar und demnach besonders kräftig und ganz zum Ausdruck. „Mutter und Kind“, „Vater und Kind“, „Herrenporträt“ zeigen vielleicht besonders deutlich unter den 9 ausgestellten Bildern die Fähigkeit der Künstlerin, das Wesentliche in seinen einfachen Kontrasten und Harmonien, bei Vermeidung von Kleinmalerei, festzuhalten. Die Kinderaugen, die sich der Welt gegenüber groß aufstun, um all das Neue, Unbekannte mit einem Male zu entdecken, haben etwas Elementares in ihrer drolligen Einfachheit und Lebendigkeit.

Es ist bemerkenswert, daß Frau G. Csaki-Copony und Dr. Hermann Konnerth, wie aus der Ausstellung hervorgeht, sich gegenseitig Modell gefesselt sind.

Eine gewisse Wechselwirkung läßt sich auf den Bildern, besonders in den großen, fühlbaren Flächen, unschwer erkennen.

Dr. Hermann Konnerth nähert sich im „Bildnis meiner Mutter“ vielleicht mehr als in allem, was er bisher gemalt hat, seinem Ideale: in wenigen Flächen das Leben in seinen Zusammenhängen, so wie der Künstler es sieht, zu gestalten. Es vereinnigt sich in diesem Bilde in besonders glücklicher Weise Verstand und Gemüt, Natur und Kunst. Unter dem Eindruck eines solchen Bildes wird so mancher Beschauer selber das Leben ruhiger, großzügiger, friedlicher betrachten, die Welt belebter, farbenreicher finden als bisher.

Im Porträt „Wilhelm von Hannenheim“ finden wir dasselbe Prinzip: mit einigen Flächen den Charakter, das Leben in seiner Vielheit als Einheit zu sehen. Es ist dieses, trotz gewisser Härten eine recht beachtenswerte Leistung.

Vom Porträt „Frau Grete Csaki-Copony“ ist in bezug auf Technik und Auffassung dasselbe zu sagen. Immerhin kann dieses Bild vielleicht doch nur als Studie angesehen werden. Zwar ist Konnerth der Ansicht, daß die Skizze das Beste enthalten kann, was ein Maler zu geben hat und daß die Ausführung oft Beiwert sei. Demgegenüber muß indessen doch auch die Anschauung gelten dürfen, daß erst das Ringen nach Vol-

endung dem Gemälde, sowie jedem Kunstwerk überhaupt, die Illusion verleiht, ein lebendes Wesen zu sein.

Da er uns nun bald verläßt, kann man ihm beim Abschied noch einmal das zurufen, was jeder Künstler so leicht vergessen möchte, daß bei jedem bewußt Schaffenden weniger aus dem fortwährenden Wechsel der Eindrücke, als vielmehr aus der angestregten Arbeit, der Stetigkeit, dem Zweifel an sich selber, der dumpfen Verzweiflung, allmählich wie unter einem unsichtbaren, aber wirklichen, schmerzlichen Druck die Seele des Künstlers sich in die schöne Form zwängt.

Maler Hermann ist ein gefälliges, wie es scheint leicht schaffendes Talent. Seine Porträts sind von verblüffender Ähnlichkeit. Seine Landschaften sind lustig und sonnig, sein Pinselstrich leicht und sicher. Hermann ist eine positive Natur, die ganz zum Ausdruck bringt, was sie als Ziel sich steckt. Er wird sich sicherlich noch größere Schichten des Publikums gewinnen. Bloß wenige werden die unmerklichen Übergänge der Natur, jene geheimnisvollen, stetig wechselnden Zusammenhänge, in denen oft die Harmonie besteht, in seinen Bildern teilweise noch missen.

Schedor Lassly ist diesmal mit 12 Gemälden vertreten. In seinem „Pflüger am Abend“, „Heißer Tag am Zibin“ sowie anderen pflegt er die Freilichtmalerei. Seine Lichtwirkungen scheinen manchmal die Grenzen des Möglichen oder Glaubhaften zu streifen, doch seine Bilder sind warm, stimmungsvoll, voll von Lust und Licht.

Hermann Pani sucht mit viel Geschick und Erfolg in Plakaten, Briefköpfen, Anzeigen, Einladungen — Dingen, die an und für sich alltäglich, also „banal“ erscheinen — die künstlerische Seite abzugewinnen. Wenn wir bedenken, daß die alten Griechen alles im Leben, von den Kinderspielzeugen angefangen, mit Schönheit zu umgeben suchten, und daß unsere Zeit in der Geschmacklosigkeit versinkt, ohne dieses zu empfinden, werden wir derartige Arbeiten um so höher einschätzen.

Man verläßt jedenfalls den Ausstellungsraum mit vielen, starken Eindrücken und mit dem Gefühl, daß dort fünf Individualitäten vieles von dem Besten hergegeben haben, was sie in sich bergen und sorgsam pflegen.

Mögen sie zu selbständigem Sehen anregen. Dieses kann schließlich dazu beitragen, die Menschen von den Konventionen, von erstarrten Systemen zu befreien. St. v. H.

Schachprobleme

Geleitet von Dr. Alfred Roth

Lösung des Problems 14 von Hellmut Gorig in Hermannstadt.

Dieser Gorig'sche Zweizüger ist ein Schulbeispiel für die Art von Problemen, die man am leichtesten löst, indem man den ersten Zug von Weiß als unbekannt, als X, aber als geschehen voraussetzt und mit Schwarz zu ziehen beginnt. Dann sieht man schon aus der Stellung folgende Spiele:

- zieht $Sb7$ beliebig, folgt: 2. $Sc6 - a5$ m.
- zieht $Se2$ beliebig, folgt: 2. $Tb3 - e3$ m.
- auf $1... La4$ n. T folgt: 2. $Sf3 - e5$ m.
- auf alle Züge mit $Le3$, ausgenommen den nach $e1$ läßt sich durch 2. $Sf3 - d2$ mattsetzen,
- zieht $d5$, setzt die Dame auf $e6$ matt.

Auf $1... Kc4$ n. T oder $Le3 - e1$ aber ist aus der gegebenen Stellung kein Matt möglich. Aus den unter $a-d$ gefundenen Beziehungen ergibt sich, daß höchstwahrscheinlich mit $Tb3$, $Lb4$, $Sc6$ und $Sf3$ der erste Zug nicht gemacht werden darf; daß $Kb1$ ebenfalls nicht ziehen darf; findet man sehr rasch; somit bleibt die Wahrscheinlichkeit, daß $Dd7$ den ersten Zug zu machen hat, für die auch der Umstand spricht, daß dieser so wichtige Stein nicht bloß zum Mattsetzen auf $e6$, (für den Fall, daß $d5$ zieht) bestimmt sein kann, zumal da in diesem Fall nur ihre Diagonalwirkung zur Geltung käme, wofür auch ein weißer Läufer genügen würde. Ein erster Zug $Dd7 - e6$ oder $f7$ scheidet allerdings nur an $Le3 - e1$, aber hieran eben doch. Aus dem Umstand, daß sie auf $e6$ (siehe e) doch wahrscheinlich einmal mattzusehen hat, ergibt sich, daß sie so ziehen muß, daß sie auch vom neuen Platz das Feld $e6$ erreichen kann. Nun wird man nicht mehr viel zu überlegen brauchen, um 1. $Dd7 - h3$ als ersten Zug zu machen; falls nun

- $1... Kn. T$, so setzt 2. $Sf3 - d2$ matt, da $Le3$, auf der 3er Horizontale zwischen $Kb3$ und $Dh3$ stehend, gefesselt ist, also $Sd2$ nicht schlagen darf. (Hauptspiel!)
- auch auf $1... Le3 - e1$ findet sich nun ein Trumppf: 2. $Sf3 - e5$ m., - denn $Tb3$

ist nun von $Dh3$ gedeckt, da in diesem Fall beide zwischen ihnen stehenden Figuren $Le3$ und $Sf3$ von der 3er Horizontale verduftet sind (von $d2$ kann $Sf3$ in diesem Fall nicht mattsetzen).

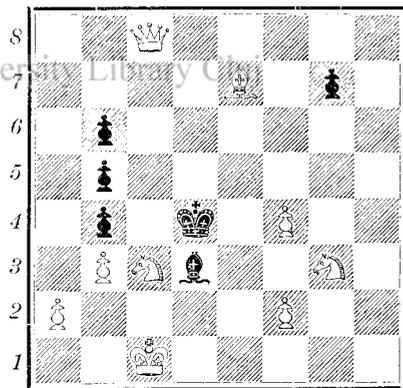
Richtige Lösungen haben wir erhalten von: Andreas Frank, Pred. i. P.; Friedrich Frank, cand. theol.; Adolf Frank, Gymn.-Quart., alle drei in Waagen; Edmund Holly, Beamter; Rudolf Krauß, Beamter; Valerius Onisju, Eisenbahnoberinspektor; Hans Mayer, Realabiturient; Konrad Schuller, Gymnasialabiturient; Albert Schwarz, Kaufmann, alle in Hermannstadt; Andreas Scheiner, Pfarrer in Mergeln; Ludwig Ramilli in Schäßburg; Martin Gohn, Uhrmacher in Zeiden.

Problem 16

Von Martin Gohn in Zeiden bei Kronstadt.

Schwarz (6 Stück).

a b c d e f g h



Weiß (9 Stück).

Weiß zieht und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Dieser in der „Österreichischen Volkszeitung“ im Juli 1915 zum erstenmal erschienene Zweizüger Gohn's dürfte gerade unseren Lesern interessant sein — aus einem Grunde, den wir erst bei der Mitteilung der Lösung sagen dürfen.

Mitteilungen der Schriftleitung

Weitere Berichte und grundsätzliche Erörterungen zum deutschen Ferienhochschulkurs in Hermannstadt bringen wir im 2. Septemberheft.

Fortsetzung und Schluß des Märchens: Der Schleier des Glücks von Julius Drafer folgt wegen Raummangel erst im 2. Septemberheft.